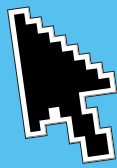


VÖGELEKULTUR BULLETIN

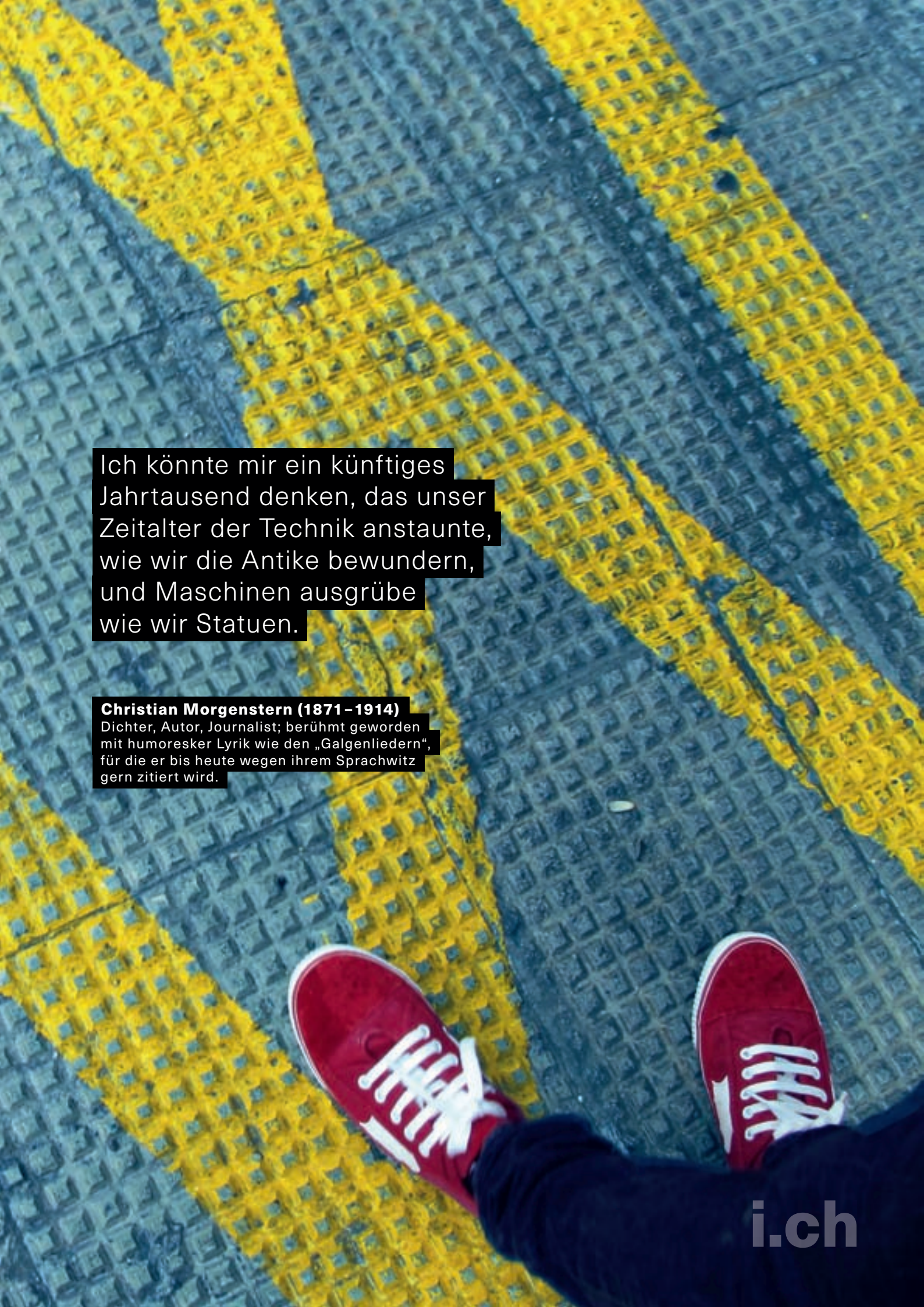
ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

i.ch

wie **online** leben uns verändert



Die Ausstellung. 22.11.2015 – 20.3.2016



Ich könnte mir ein künftiges
Jahrtausend denken, das unser
Zeitalter der Technik anstaunte,
wie wir die Antike bewundern,
und Maschinen ausgrübe
wie wir Statuen.

Christian Morgenstern (1871–1914)

Dichter, Autor, Journalist; berühmt geworden
mit humoresker Lyrik wie den „Galgenliedern“,
für die er bis heute wegen ihrem Sprachwitz
gern zitiert wird.

Inhalt

WERKE IN DER AUSSTELLUNG

HASAN ELAHI

Stay, 2011
9

PETER PICCIANI

Soziales Netzwerk, 2014/2015
14

ARAM BARTHOLL

Are you Human?, 2011
15

EVAN ROTH

Self Portrait (July 27 to November 4, 2013), 2014
24

CHRISTOPHER BAKER

Murmur Study, 2009–2012
28

CURTIS WALLEN

Hunter, Ned, Connor, Aaron, Curtis, 2013
29

TRAVIS HODGES

Adriana und Michael, 2014
36

JEAN REVILLARD

Ondes, 2014
51

WEITERE KUNSTSCHAFFENDE IN DER AUSSTELLUNG

DANIELE BUETTI

KAAMRAN HAFEEZ

SANDRA HEINZ

BERND HOPFENGÄRTNER
& LUDWIG ZELLER

FLORIAN MEHNERT

ELISA GIARDINA PAPA

PETER STEINER

AMALIA ULMANN

Umdenken!

Monica Vögele

5

Das Internet und Ich – eine schöne neue Welt

Tanja Renée Schlager
Simone Kobler

6

Die Stopptaste, bitte

Ludwig Hasler

11

Wir, die Netz-Kinder

Piotr Czarski

17

FOMO*

Andrina L. Vögele

21

Was ich von der fremden Frau gelernt habe...

Gunda Windmüller

22

Das Internet der Dinge

Thomas Amberg

25

Zurück in die Gegenwart

Jürgen von Rutenberg

30

Emoji and me

Moritz Baumstieger

38

Die Diktatur des Wissens

Werner Pfister, Thomas Pfiffner

43

Digital Detox

Alex Rühle

44

46

Veranstaltungen & Führungen

KINO
AM SONNTAG

Robot &
Frank

The
Social
Network

Unknown
User

HER

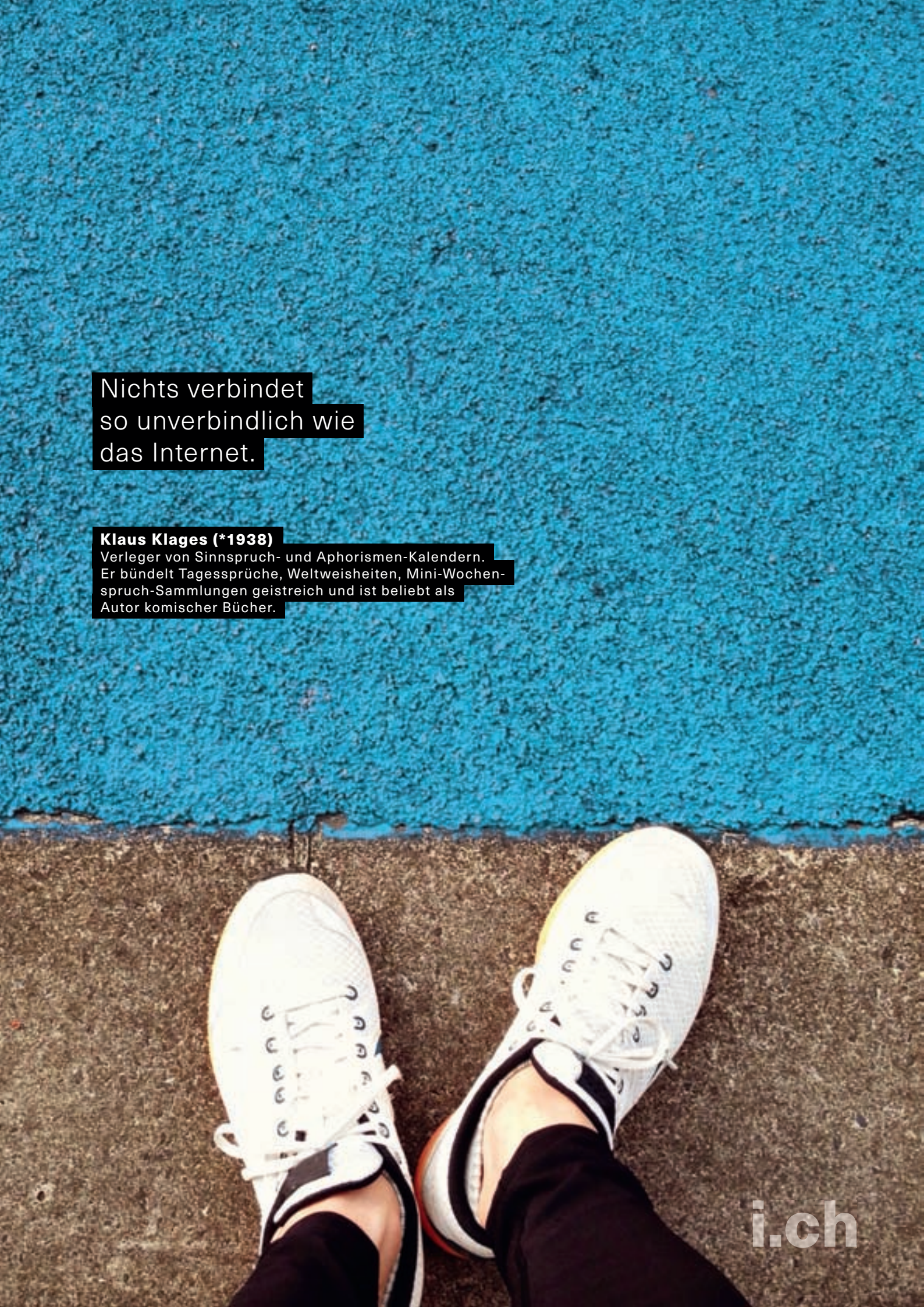
48

Rückschau

50

Newsletter & Bulletin-Abo

Informationen zum Ausstellungsbesuch



Nichts verbindet
so unverbindlich wie
das Internet.

Klaus Klages (*1938)

Verleger von Sinnspruch- und Aphorismen-Kalendern.
Er bündelt Tagessprüche, Weltweisheiten, Mini-Wochen-
spruch-Sammlungen geistreich und ist beliebt als
Autor komischer Bücher.

Umdenken!

Denn nur durch wertfreie Offenheit habe ich auch die Möglichkeit, mich für einen bewussten und vernünftigen Umgang mit den neuen Medien einzusetzen.

Eine gemütliche Tischrunde. Ein paar Damen (mehrerlich Mütter), ein paar Herren (durchwegs Väter) und drei Jungs zwischen neun und vierzehn. Die Damen tauschen sich über Ferienzele, Gleichstellung von Mann und Frau und Erziehungserfolge aus. Die Männer versuchen, in politisch orientierten Gesprächen die Welt zu verändern. Und die drei Jungs? Die starren auf ihre Smartphones und tippen mit atemberaubender Fingerfertigkeit Nachrichten ein. Bald bemerkt eine der Mütter mit Bedauern in der Stimme, wie schade es sei, dass sich die Erwachsenen so angeregt unterhalten könnten, die Jungen hingegen nur – schweigend aufs Handy fixiert – dasässen.

Und schon fühle ich mich gedrängt, meine jüngsten Erkenntnisse zu diesem Thema mit der Tischrunde zu teilen: „Falsch! Die drei Jungs unterhalten sich ebenso angeregt und vermutlich mit einem grösseren Freundeskreis als wir, die hier zusammensitzen. Nur auf eine andere Art und Weise, eine vielleicht unverblümtere – da sprachlich äusserst direkte – Art. Eine dem Jahr 2015 und ihrem Alter entsprechende Weise: dem Gruppenchat.“ Ganz kann ich die Mutter nicht besänftigen. Ihr ist das Online-Leben ein ziemlicher Dorn im Auge. Unter anderem pflegt sie die Überzeugung, dass unverzichtbare Fähigkeiten – wie z.B. das Lesen von faltbaren Stadtplänen – durch die Smartphones verloren gingen. Sie selbst finde noch mit der Landkarte von A nach B und sei folglich nicht nur unabhängig von Strom und Technik, auch ihr Orientierungssinn bleibe erhalten. Im Gegensatz zur jungen Generation, die sich vom Handy leiten lasse.

Abgesehen davon, dass der Orientierungssinn, wie es das Wort bereits freilegt, ein mehr oder weniger angeborener Sinn ist und wohl nicht wirklich mit der neuen Technologie zu tun hat, so komme ich nicht umhin zu fragen, was sie denn mache, wenn sie die Karte zuhause vergessen habe? Für mich die Parallele zum leeren Akku. Und ganz abgesehen davon werden unsere Kinder wohl gar nie mehr eine Landkarte lesen müssen. Ihnen stehen überall technische Hilfsmittel zur Seite, von denen wir als ältere Generation teilweise noch gar nichts wissen...

Ich gebe zu, ich bin über meine neue Toleranz den heutigen Kommunikationsmitteln gegenüber selbst etwas erstaunt. Vor wenigen Monaten noch konnte ich ganz wunderbar in das Klagelied gegen Social Media, Smartphone, online-addicts & Co. einstimmen.

Was hat meine innere Öffnung ausgelöst?

Was lässt mich heute eine Lanze für die – sicherlich nicht nur Vorteil bringende – Online-Technik brechen?

Wohl nicht ausschliesslich die Tatsache, dass auch ich mich über jede noch so kleine Textmessage meiner in der Ferne studierenden Tochter freue. Nein, umdenken lässt mich unsere neue Ausstellung „i.ch _ wie online leben uns verändert“! Je mehr ich mich mit dem Thema beschäftige, je tiefer ich Einblick in die Problematik erhalte, desto grösser wird meine Offenheit, Neugier, ja auch mein Verständnis gegenüber dieser für mich oftmals fast zu neuen Welt. Das heisst keinesfalls, dass ich alle Entwicklungen und auch die damit verbundenen sozialen Veränderungen gutheissen muss. Aber ich versuche, mich ihnen nicht zu verschliessen. Sie wohlwollend zu prüfen und vermehrt in mein Leben zu integrieren. Denn nur durch wertfreie Offenheit habe ich auch die Möglichkeit, mich für einen bewussten und vernünftigen Umgang mit den neuen Medien einzusetzen. Den rollenden Stein aufhalten können wir eh nicht, aber ihm eine Richtung geben, das macht Sinn... und auch Freude!◇



Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele und leitet das Vögele Kultur Zentrum.

Das Internet und Ich – eine schöne neue Welt

Tanja Schlager und Simone Kobler, Kuratorinnen der Ausstellung „i.ch _ wie online leben uns verändert“, über die Macht von „Likes“, warum Herzsymbole so beliebt sind, wie das Internet unser Lernverhalten beeinflusst und wo sie im Web die grösste Herausforderung sehen. Eine ganz reale Unterhaltung über digitale Trends.

Es heisst, dass nichts die Menschen so unverbindlich verbindet wie das Internet. Ist das nicht eine etwas pessimistische Sicht auf die schöne neue Welt der digitalen Vernetzung?

Tanja Schlager (TS): Ich würde nicht sagen, dass dies eine pessimistische Sichtweise ist. Das Internet als Medium funktioniert so. Mit einem Mausklick kann man neue „Freunde“ finden und mit einem Mausklick kann man sich von diesen auch wieder trennen. Diese „Spielregeln“ sind allen Usern bekannt. Jedoch sollte man nicht vergessen, dass hinter dem digitalen Gegenüber ein echter Mensch steht. Dieser Mensch möchte mit demselben Respekt und derselben Höflichkeit behandelt werden wie man selbst im realen Leben.

Was bedeutet digitale Vergemeinschaftung für unseren Alltag?

TS: Wenn wir von digitaler Vergemeinschaftung sprechen – ein sehr sperriger Fachbegriff –, meinen wir Social Media. Digitale Vergemeinschaftung ist zunächst eine grosse Chance. Sie gibt uns die Möglichkeit, in Echtzeit mit Freunden auf der ganzen Welt verbunden zu bleiben, an ihrem Leben teilzuhaben und darüber hinaus leicht neue Kontakte zu schliessen. In dem Sinn funktioniert das Netz als Informationsquelle, Medium, Ratgeber, Ideenlieferant, Spielplatz oder Kontaktbörse.

Simone Kobler (SK): Kritisch wird es erst, wenn Menschen sich aus der analogen Welt zurückziehen. Das Netz hat hohes Suchtpotenzial, vor allem wenn Interaktion nur noch im Cyberspace stattfindet. Wichtig ist, dass Teilnehmer eines Netzwerkes immer auch Mitglieder einer realen Gemeinschaft bleiben.

Warum ist das Thema so emotional aufgeladen?

TS: Weil das digitale Zeitalter noch jung ist und wir im Umgang mit den neuen Medien noch unsicher sind. Wir wenden allzu oft die Regeln des analogen Lebens an, verstehen teilweise noch nicht Chancen oder Gefahren, die

mit der Nutzung der neuen Kommunikationstechnologien verbunden sind. Wir werden von der Komplexität und Schnelligkeit der Entwicklung überfordert.

SK: Die Folgen von „online leben“ sind noch nicht abzuschätzen. Niemand kann sagen, wie stark uns das „online sein“ wirklich verändern wird.

Apropos emotional: Stimmt es, dass Herzsymbole die am häufigsten benutzten Emoticons sind?

SK: Emoticons geben Online-Akteuren die Möglichkeit, ihre Kommunikation spielerisch-symbolhaft auf den Punkt zu bringen. Die Firma SwiftKey hat im April 2015 dazu eine Studie veröffentlicht. Sie zeigt, dass französisch sprechende Menschen am liebsten Herzen versenden. In den USA ist der Totenkopf beliebt und in Deutschland versenden die User gerne happy faces, also die glücklichen Smileys.

TS: Gefühle verleihen vor allem kurzen Textbotschaften Nachdruck oder geben der Aussage eine spielerische Note. Neben emotionalen Ausrufen wie „oh“, „ah“ oder „gr“ ermöglichen Emoticons den Online-Akteuren das auszugleichen, was sonst eine persönliche Unterhaltung massgeblich mitprägt: der eigene Gesichtsausdruck.

Welche Fragen haben Sie sich für die Ausstellung „i.ch _ wie online leben uns verändert“ gestellt?

TS: Wir wollten keine Technikausstellung machen, sondern untersuchen, welchen Einfluss die Online-Kommunikation auf uns Menschen als Einzelnen und als Teil der Gemeinschaft hat. Wie ändern sich zum Beispiel Sprache und unsere Art, miteinander zu kommunizieren? Was bedeutet „Big Data“ für die Privatsphäre? Wie gestalten sich soziale Gemeinschaften im Netz und wie stellt sich der Einzelne eigentlich im virtuellen Raum dar? Kontrolliertes Identitätsmanagement findet immer stärker statt und es wird unsere Wahrnehmung des anderen fundamental beeinflussen.

Obwohl das Internet uns theoretisch die ganze Welt öffnet, verkleinert sich unser Zugang zu Informationen, da die Informationsfilter sich an meinen vergangenen und aktuellen Präferenzen orientieren.

Was verstehen Sie unter kontrolliertem Identitätsmanagement?

TS: Jeder Mensch hat die Kontrolle darüber, wie er sich online darstellen möchte und welche Facetten seiner Persönlichkeit er zeigen will. Posted ein User täglich Katzenbilder, wird er als Katzenliebhaber wahrgenommen – auch wenn er im analogen Leben vielleicht gar kein Katzenfan ist. So gelingt es, über den Filter des Internets einen Eindruck zu erwecken, ein Selbstbild zu kreieren, für das andere User Aufmerksamkeit und Anerkennung in Form von „Likes“ zurückspielen. Wer oder was viele „Likes“ bekommt, ist in der digitalen Peer-Gruppe beliebt. Insofern schaffen wir Bilder von uns, die den Erwartungen des Netzwerks entsprechen.

SK: Stimmt, aber sie halten eben der Realität nicht immer stand. Daher gibt es erste kritische Stimmen von Psychologen und Soziologen. Sie sagen voraus, dass superoptimierte virtuelle Ichs mit der Zeit den User tatsächlich verändern werden. Er muss dann auch in der echten Welt seinem virtuellen Bild entsprechen.

Das Internet macht die Menschen nicht nur zu Managern ihrer eigenen Identität. Es macht auch in Klick-Geschwindigkeit Fachleute. Der punktuelle Experte ist geboren. Wie ändern sich dadurch unser Lernverhalten und unsere Perzeptionsfähigkeit?

SK: Noch nie stand den Menschen auf einen Klick so viel Wissen zur Verfügung. Es ermöglicht uns, schnell und tief in ein Themengebiet einzudringen. Damit ändert sich der Umgang mit Inhalten. Es ist wichtiger, den Weg zu den Informationen zu kennen als Informationen auswendig zu lernen und abzuspeichern. Lernen erfordert heute, die der Situation entsprechende Kommunikationstechnik zu finden: Websites, Blogs, E-Mails, Social Media oder Instant Messaging. Sie alle verändern und erweitern das Lernverhalten.

TS: Gleichzeitig überfordert uns die Informationsflut schnell. Deshalb nehmen wir gerne das Angebot der perso-

nalisierten Inhalte an. Suchmaschinen gleichen die aktuelle Suchanfrage mit früheren Suchanfragen ab, um so die Treffsicherheit der Ergebnisse für jeden Einzelnen zu erhöhen. Online Newsletter oder Websites werden anhand unseres früheren Surfverhaltens mehr und mehr auf unsere Bedürfnisse angepasst. Meistens sind wir User uns dessen nicht bewusst. Und damit sind wir beim Problem. Obwohl das Internet uns theoretisch die ganze Welt öffnet, verkleinert sich unser Zugang zu Informationen, da die Informationsfilter sich an meinen vergangenen und aktuellen Präferenzen orientieren. Man wird immer mehr zum punktuellen Experten, dem meist die nötigen Informationen fehlen, um das Wissen in einen grösseren Zusammenhang einordnen zu können. Wir überlassen es dem Computer, unsere Inspiration zu bestimmen. Die eigene Weitsicht wird verstärkt, die Weitsicht hingegen verbaut. Wie werden wir zukünftig Neues entdecken, andere Vorlieben entwickeln können, wenn uns die entsprechenden Impulse fehlen?

Wir beziehen Inspiration aus dem Netz. Empfinden aber zunehmend auch Druck, immer online sein zu müssen?

SK: Jugendliche würden widersprechen. Sie unterscheiden nicht zwischen realer und virtueller Welt, so wie ältere Generationen das tun. Sie sind online. Es gibt für sie kein online gehen.

TS: Smartphone, Tablet und Computer verschaffen uns Zugang zur Online-Kommunikation. Push-Meldungen auf dem Natel konfrontieren uns jederzeit mit neuen Inhalten in Form von E-Mails, SMS, Facebookposts. Wir sind aufgefordert zu lesen und vielleicht sogar zu bewerten. Kommunikationskanäle wie WhatsApp sind auf den schnellen Informationsaustausch ausgerichtet. Es wird erwartet, dass man eingehende Nachrichten umgehend beantwortet, denn das ist die originäre Idee des Messenger-Dienstes. Zwischenzeitlich hat die Internetindustrie auf dieses Phänomen reagiert. Wer es aus eigener Kraft nicht schafft, digitale

In der analogen Welt ist Vertrauen ein wesentlicher Bestandteil menschlicher Beziehungen und Grundlage des sozialen Zusammenhalts.

Verschnaufpausen einzulegen, holt sich Unterstützung von der „Einfach-abschalten-App“. Diese App soll den digitalen Overload verhindern, indem sie minutengenau aufzeichnet, wie lange man täglich mit Social Media, mobilem Internet, Apps und Telefonie verbringt. Bewusste Auszeiten für einzelne Anwendungen können ebenfalls über die App gesteuert werden.

Womit wir beim gläsernen User angekommen wären. Nutzerdaten geben zum Beispiel genauen Aufschluss über Lebensgewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen jedes Internet-Benutzers. Zu was führt das?

TS: Jeder Nutzer hinterlässt unbewusst Datenspuren im Netz. Sie entstehen durch Suchanfragen, Website-Besuche, Online-Shopping, E-Banking oder personalisierte Apps. Anhand dieser Datenspuren konstruieren Unternehmen unser virtuelles Verbraucherprofil. Der einzelne Nutzer hat oft keine Kenntnis darüber, welche Informationen von welchem Unternehmen gesammelt, ausgewertet, genutzt und teilweise weiterverkauft werden. Unsere persönlichen Daten sind als sogenannte „Big Data“ zu einem beachtlichen Wirtschaftsfaktor geworden. Ich finde, wir sollten wissen, welche Daten von wem gesammelt werden. Und wir sollten die Möglichkeit haben, die Erfassung und Nutzung unserer Daten durch Wirtschaftsunternehmen zu unterbinden.

SK: Auch der gesellschaftliche Aspekt von „Big Data“ ist momentan ein kritisch diskutiertes Thema. Edward Snowden hat aufgedeckt, dass unsere persönlichen Daten unter dem Deckmantel der Terrorisusrävention erfasst werden. Wer sich dem zukünftig entziehen will, muss damit rechnen, sich verdächtig zu machen. Die Privatsphäre wird von der Forderung für mehr Sicherheit mit Hilfe von völliger Transparenz aufgelöst.

TS: In der analogen Welt ist Vertrauen ein wesentlicher Bestandteil menschlicher Beziehungen und Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Wir kennen einen Menschen, er wird für uns transparent. Doch von wie vielen unserer Online-„Freunde“ können wir dies auch sagen? Mir scheint, im Cyberspace ist es genau umgekehrt. Hier ermöglicht Transparenz, dass Vertrauen aufgebaut werden kann. Je nachdem mit welchem Ziel diese Transparenz angestrebt wird, kann sie zur Befreiung werden – wenn wir Anzeichen für terroristische Anschläge finden und diese daher verhindern können. Oder sie wird zur Bürde für uns – wenn wir ungewollt in Fahndungsraster geraten, wie zum Beispiel der amerikanische Künstler Hasan Elahi.

Welche digitale Zukunft wünschen Sie sich für sich? Und für das Leben der anderen?

TS: Ich wünsche mir Online-Akteure, die informiert und selbstbestimmt für ihre Bedürfnisse und Rechte eintreten. Die in der digitalen Welt nie vergessen, dass das virtuelle Gegenüber ein Mensch aus der analogen Welt ist, dem Respekt und Freundlichkeit gebührt.

SK: Ich stelle mir ein Internet vor, das zunehmend unsichtbarer werden wird. Wir werden immer online sein, ohne dass wir es merken. In diesem Netz wünsche ich mir Sicherheit, dass von mir erfasste Daten nicht zu meinem Nachteil ausgenutzt werden. Und, ganz grundsätzlich: Wir sollten Offline-Kontakte pflegen! Das ist, so glaube ich, unverzichtbar für eine demokratische digitale Zukunft. ◊

Tanja Renée Schlager hat Internationale Beziehungen studiert. Sie berät als Marketing Executive internationale Marken für deren Markenstrategie und -inszenierung, auch in Bezug auf Online-Medien. Nach Stationen in Paris, Aix-en-Provence, London und Frankfurt lebt und arbeitet sie seit sechs Jahren in Zürich.

Simone Kobler hat Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Zürich studiert. Ihre Engagements führten sie anschliessend über das Bündner Kunstmuseum, verschiedene Schweizer Kunstinstitutionen und Galerien ins Vögele Kultur Zentrum, wo sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig ist.



Hasan Elahi, *Stay*, 2011. Pigment-Print. © Hasan Elahi.

Die totale Transparenz

2002 geriet Elahi ins Fahndungsraster des FBI. Im Zusammenhang mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 in den USA verdächtigte der US-Geheimdienst den Künstler, in einem von ihm benutzten Lagerraum explosive Substanzen aufzubewahren. Da er am Tag nach den Anschlägen der islamistischen Terrorgruppe Al-Qaida die USA verließ, stuft das FBI seine Ausreise als Flucht ein.


Erst sechs Monate später wurde er von allen Vorwürfen freigesprochen. Diese Erfahrung prägte Elahi so stark, dass er begann, sein Leben öffentlich zu machen. Das FBI sollte stets wissen, wo er gerade war und was er gerade tat. Er begann E-Mails an das FBI zu schreiben. Anfänglich waren dies kurze Textnachrichten, die er bald mit Fotografien, seinem Tagesablauf und Internet-Links detaillierte. Auf seiner Website kann man rund um die Uhr verfolgen, wo Elahi sich gerade aufhält. Tausende Fotos zeigen Speisen, die Elahi ass, Toiletten, die er benutzte, oder Betten, in denen er schlief.

Was aus seinem persönlichen Bedürfnis nach Sicherheit entstand, wurde zu einem Projekt über Privatsphäre. Elahi flutet das Internet mit so vielen Daten, dass es kaum möglich ist, sich in ihnen zu orientieren. Die Fotografien sind persönlich und anonym zugleich. Elahi selbst ist auf den Bildern nie sichtbar.

Als er mit dem Projekt begann, galt er als Spinner und wurde oft gefragt, warum er banale Fotos mit der Welt teilen wolle? Über zehn Jahre später tun dies Menschen auf sozialen Online-Netzwerken freiwillig und ständig. Nachdem von jedem Menschen online Daten gesammelt werden – fragt sich Elahi – wäre es da nicht der beste Schutz der Privatsphäre, wenn man sie aufgäbe?

Die Antwort des FBI auf die informativen E-Mails von Elahi blieb übrigens immer dieselbe: „Thank you. Be safe.“

Hasan Elahi (*1972, USA) ist Medienkünstler und Professor an der Universität Maryland USA. Auf der Website „Tracking Transscience“ (<http://elahi.umd.edu/track/>) kann er rund um die Uhr digital verfolgt werden. Elahi referiert weltweit zu Themen wie Privatsphäre, Datenschutz oder Bürgerrechte.



Der Computer
arbeitet deshalb
so schnell, weil
er nicht denkt.

Gabriel Laub (1928–1998)

Journalist, Schriftsteller und Satiriker; bekannt für seinen sarkastischen Humor und seine Gedankenschärfe, galt er als einer der wichtigsten Zeitzeugen in Prag Ende der 60er Jahre, bevor er nach Hamburg floh.

Die Stopptaste, bitte

Wie Medientechnik die Kommunikation bis zum Stillstand beschleunigt – und wer daran interessiert sein kann.

Von Ludwig Hasler

Man stelle sich eine Welt vor, in der Raum und Zeit keine Rolle mehr spielen. Eine Welt, worin das ganze Treiben der gesamten Menschheit auf uns ein- und durch uns hindurchströmt – ungefiltert, ungebremst, unsortiert. Eine Welt, worin Informationstechnologie alles Vertraute, alle Tradition, alles Bedächtige auflöst – und uns in die globalen Turbulenzen verstrickt. Eine solche Welt der „elektronischen Geschwindigkeit“ hat Marshall McLuhan, der kanadische Medienguru, vor vierzig Jahren vorausgesagt und prophezeit: „Ihr könnt nie mehr nach Hause zurück.“

Sind wir in dieser Welt schon angekommen? Mit elektronisch getakteter Atemlosigkeit nehmen wir Weltfinanzkrisen zur Kenntnis, einstürzende Euroländer, arabische Revolutionen, japanische Katastrophen, afghanische Terroristen, afrikanische Ebola-Seuchen, tödliche Flüchtlingsschicksale, Währungsturbulenzen... Während unsere Empfänglichkeit bis zum Äussersten gedehnt ist, merken wir: Wir wissen so gut wie nichts. Kaum eine der Nachrichten ist relevant für unser Handeln. Wir sind überall dabei – und können nichts tun. Die Reaktionen darauf? Gefühle der Ohnmacht. Überdross. Rückzug ins Private. Sehnsucht nach dem übersichtlichen Leben. Nicht zufällig ist *Landlust* das derzeit erfolgreichste Magazin.

Fallen wir – ausgerechnet durch globalisierten Nachrichtenverkehr, also durch ungebremsten Weltanschluss – in eine neue Form der Weltfremdheit? Dass die Welt dem Menschen immer wieder fremd wird, weil sie sich wandelt, ist nichts Neues. Auch nicht, dass jeder Wandel mehr Tempo in die Welt brachte. Das Feuer, das Rad, die Druck-, die Dampfmaschine, das Auto, Internet, Mobile – der Fortschritt der Technik ist eine einzige Beschleunigungsmaschine. Und jeder Schub bringt die Leute aus der Ruhe, sogar das Fahrrad jagte vielen einen Schrecken ein, Wissenschaftler warnten vor dem „Fahrradgesicht“, der Fahrtwind würde das Gesicht des Radlers verformen, das Gehirn erweichen.

Auf neue Beschleunigung reagieren wir mit der Angst, wir könnten uns im Zugwind selber abhanden kommen. Wir könnten die Kontrolle über unsere Welt verlieren. Wir

könnten aus der humanen Façon geraten. Wir könnten von anonymen Mächten gesteuert werden. Siehe *Modern Times* (Charly Chaplin): Wir geraten unter die Räder der Industrialisierung. Siehe *Online Times* (Nicholas Carr): Wir werden im digitalen Netz zu zappeligen Surfern an der Oberfläche, wir waren mal „Taucher im Ozean der Wörter“, jetzt fühlen wir uns wie „nervöse Flipperautomaten“.

Alles eine Folge des Tempobolzens? Und der Kernfrage: Wer schlägt den Takt? An sich müsste ja der technische Fortschritt das Gegenteil bewirken: Wir könnten zur Ruhe kommen. Technik gewährt uns einen Zeitwohlstand wie nie zuvor. Mit vierzig rechnen wir mit noch einmal vierzig gesunden Jahren, samt bezahlten Ferien plus Pension. Reisen in TGV und Flugzeug. Zuhause Waschmaschine, intelligenter Kühlschrank. Autonomer Rasenmäher. Mobile online. GPS und Apps in allen Lebenslagen. Und diese grandiose Delegation von Arbeit erspart uns keine Zeit? Sind wir Lebensstümper?

Wir stopfen die entlastete Arbeitszeit mit Kommunikationslasten. Mit Arbeit haben wir immer weniger zu tun, mit Kommunikation immer mehr. Weil auch Kommunikation – das Gespräch, das wir privat und gesellschaftlich über uns selbst führen – in die Beschleunigungskurve gerät. Ursprünglich redeten die Leute im Tal unter sich, was zu bereden war, also wenig (Wetter, Krankheit, Heirat), aber lauter elementare Dinge. Dann begann, so um 1500, der Fernhandel, in die Türkei, nach China. Diese Geschäfte brauchten zweierlei: Geld und Nachrichten. Kaufleute, die über bisherige Grenzen hinaus Handel trieben, brauchten Kapital – und Informationen von unterwegs, über Zölle, lokale Händel, Nachfragen, Wegelagerer. So entstanden, handelsbedingt, die ersten Zeitungen, „Ordinari-Zeitung“ genannt, weil sie mit der ordentlichen Post, also der wöchentlichen Postkutsche zirkulierten. Die Posthalter fungierten als Redaktoren, sie trugen zusammen, was in ihrem Bezirk sich so zutrug. So entstand, rein geschäftlich, ein Handel mit Neuigkeiten – der Vorläufer der modernen Nachrichtenpresse. Solange er dem Takt des alten, körperlichen Transportes folgte, änderte er an der gesellschaftlichen Kommunikation grundsätzlich nichts.

Mit dem 19. Jahrhundert begann die Eroberung des Raumes. Geographische und politische Grenzen erschienen als Hemmnisse für Handel, Kommunikation, Information, für den Handel mit Information. Bis 1824 kam eine Meldung nur so schnell voran, wie ein Mensch sie transportieren konnte. Genauer: so schnell, wie ein Pferd rennen konnte, etwas über 20 Kilometer in der Stunde. War zum Beispiel Napoleons Ägyptenfeldzug entschieden, dauerte es Wochen, bis Paris wusste, ob ein Sieg zu feiern oder eine Niederlage zu verkraften war. 1825 eröffnete die erste britische Eisenbahnstrecke (zwischen Stockton und Darlington), 1831 die erste amerikanische (zwischen Albany und Schenectady), nun zirkulierten auch Nachrichten so schnell, wie eine Eisenbahn fahren konnte, etwa 50 Kilometer pro Stunde. Um das Jahr 1840 der entscheidende Durchbruch: Samuel Morse revolutioniert die Telegraphie – und seither braucht Information praktisch keine Zeit mehr, sie läuft im Tempo des elektrischen Stroms: im Nu. Der Telegraph steigert nicht nur das Tempo der Übermittlung; indem er die Entfernung überwindet, hebt er die Zeit auf.

Wie der Telegraph den Raum aufhebt und Information neu definiert

Wer Kommunikation revolutionieren wollte, musste sie aus ihrer materiellen Übermittlungsträgheit befreien, im Idealfall aus ihrer Bindung an den Transport überhaupt lösen. Elektrizität schafft das Problem des Raumes ein für alle Mal aus der Welt. Telegraphie sollte – nach der Idee von Samuel Morse – „das ganze Land in eine einzige Nachbarschaft verwandeln“. Weil sie keine räumlichen Grenzen kennt, formt sie die Welt zum grossen Dorf. 1844 kabela sie die Bundesstaaten Maine und Texas zusammen, kurz danach die Alte und die Neue Welt über den Atlantik. Wie wird in diesem Welt Dorf geredet? Und worüber? Der Telegraph erleichtert Kommunikation nicht nur, er definiert sie neu.

Henry David Thoreau, der fortschrittsskeptische Dichterphilosoph, schrieb damals in seinem Buch *Walden*: „Wir beeilen uns, einen magnetischen Telegraphen zwischen Maine und Texas zu konstruieren, aber Maine und Texas haben möglicherweise gar nichts Wichtiges miteinander zu besprechen... Wir beeilen uns, den Atlantischen Ozean zu durchkabeln, um die Alte Welt der Neuen ein paar Wochen näherzurücken; vielleicht lautet aber die erste Nachricht, die in das grosse amerikanische Schlappohr hineinrinnt: Prinzessin Adelheid hat den Keuchhusten.“

Wo Weltverständnis beansprucht wird, wirkt die hustende Prinzessin Adelheid belanglos. Genau das meinte Henry Thoreau: dass die Instant-Technik Telegraphie Kommunikation neu definiere – zugunsten der belanglosen Information. Natürlich liesse sich auch eine Abhandlung Sigmund Freuds über das Psychogramm keuchhustender Adelsfrauen durchkabeln, doch dazu eignet sich diese Technik nicht. Dem Telegraphen entspricht das Telegramm. Seine Stärke ist das knappe Wort, sein Marktvorteil das Tempo. Tempo ist gefragt bei Handelswaren, die einen längeren Transport nicht überleben, also bei kurzlebigen, verderblichen Waren – auf Information bezogen: bei News, deren ganze Attraktion darin liegt, neu zu sein.

Der Telegraph hat die News erfunden, nicht bloss begünstigt. Zuvor waren Informationen entweder ortsbezogen oder doch handlungsrelevant, sie standen in einem Zusammenhang mit Problemen und Entscheidungen, in denen die Leser privat wie beruflich lebten. Als News machen sich Informationen von der herkömmlichen Vorstellung frei, dass der Wert einer Information sich an ihrer Funktion für das soziale und politische Leben bemisst. Es reicht, dass sie neu und interessant und merkwürdig ist. Dann darf sie durchaus belanglos, handlungsirrelevant, kontextlos sein. Der Telegraph macht aus der Information eine Handelsware, ein Ding, eine Sache, die man ohne Rücksicht auf ihren Nutzen oder ihre Bedeutung kaufen und verkaufen kann.

Wie das Smartphone uns verwöhnt und das Hirn zur Drehtür macht

Was Thoreau und andere Skeptiker des medientechnischen Fortschritts übersahen: Treiber der Entwicklung sind nicht stets vitale menschliche Bedürfnisse, sicher jedoch sind immer ökonomische Interessen im Spiel – genauer – das Interesse an „Signalökonomie“ (nach Harry Pross): das Gesetz, mit immer weniger Aufwand immer schneller immer mehr Adressaten zu erreichen. Ob diese ökonomische Rationalität die Qualität des kommunikativen Austausches begünstigt oder nicht: Sie diktiert den Fortgang der Kommunikation – von der babylonischen Tontafel über die Druckmedien bis zum Internet der Dinge, wo überall ein Chip drin ist, auch im Toaster, auch im T-Shirt, bis alles online steuerbar wird.

Auch wir selber? Das Smartphone tilgt den letzten Rest von Distanz: den Abstand zwischen Sender und Empfänger. Auf dem Display fliesst alles in eine einzige Symbiose

Etwas Tempo wegnehmen, dreissig Sekunden vor dem nächsten Click ins Leere hinaus träumen genügt – und schon sind wir dem Informationsüberfluss nicht nur gewachsen, wir profitieren von ihm.

zusammen: die aktuelle Weltinformation, das komplette Wissen, mein Privat- und Berufsleben, die Spielhölle, die Partnerbörse... Macht uns das souverän? „Die wichtigsten Pfade in unserem Gehirn werden zu Wegen des geringsten Widerstandes“, schreibt Nicholas Carr in seinem Buch *The Shallows*, in dem er die Auswirkungen des Internets auf unsere Denkkraft untersucht. „Je länger wir auf ihnen unterwegs sind, desto schwieriger wird es umzukehren.“ An sich selbst hatte er nach den ersten intensiven Online-Jahren bemerkt, wie er von einem „Tiefentaucher im Ozean der Worte“ zu einem „nervösen Flipperkasten“ wurde. Und wie sein Hirn auch in der analogen Welt immer wieder abschweifte, obwohl er bei der Sache bleiben wollte: „Es war hungrig, es verlangte, so gefüttert zu werden, wie das Internet es fütterte – und je mehr ich es fütterte, desto hungriger wurde es.“

Macht das Internet unser Gehirn nervös?

Sind wir wieder bei Marshall McLuhans „Ihr könnt nie mehr nach Hause zurück“? Oder kuriert uns die Hirnforschung? Die glaubt zu wissen: Wir können das alles machen, wir müssen uns nur ein bisschen mehr Zeit nehmen. Unser Hirn macht praktisch alles mit, von der Kapazität ist es nicht zu überfordern. 100 Milliarden Nervenzellen können gar nicht schlapp machen. Kritisch wird das Tempo. Das Hirn ist kein Datensack und kein Info-Empfänger und keine Rechenmaschine, es ist zum Denken geschaffen, zum Problemlösen, also zum Verarbeiten der Informationen. Dazu braucht es ein bisschen Zeit. Jeder neue Reiz wird im Arbeitsgedächtnis empfangen, kurz abgeklopft, flink bewertet, dann ans „intermediäre“ Gedächtnis weitergeleitet, später im Langzeitgedächtnis vernetzt und gesichert. Die Kapazität des Langzeitgedächtnisses ist schier unendlich, das Arbeitsgedächtnis hält bloss etwa fünf Minuten dicht. Jagen sich also die Reize, funktioniert das Foyer des Gehirns wie eine Drehtüre: Jede neue Aufmerksamkeit schiebt ihre Vorgängerin sogleich wieder hinaus. Wir sind dann permanent beschäftigt, konzentriert zerstreut – und am Ende ist nichts da. Kein klarer Gedanke, keine Einbildungskraft, keine Fähigkeit, innere Bilder zu erzeugen. Nichts. Weil dem Hirn keine Zeit bleibt, die unablässig wechselnden Eindrücke in den Mustern seiner alten Erfahrungen zu verstöpseln.

Tönt ganz einfach. Etwas Tempo wegnehmen, dreissig Sekunden vor dem nächsten Click ins Leere hinaus träumen genügt – und schon sind wir dem Informationsüberfluss

nicht nur gewachsen, wir profitieren von ihm. Warum tun wir es nicht? Weil wir süchtig sind, siehe Nicholas Carr? Weil ökonomische Interessen uns süchtig halten wollen, siehe Harry Pross, siehe Signalökonomie? Es gibt eine clevere Offtime-App, mit der kann ich mein Online-Leben so zügeln, dass meine Offline-Phasen garantiert sind und ich wirklich schlauer werde. Nur ist diese App für iPhones nicht zugelassen. Die Internet-Giganten argumentieren wie einst die Tabakkonzerne: Jeder könne frei entscheiden, wie er sein Smartphone nutze. Tatsächlich suchen Investoren und Programmierer in aller Welt nach immer raffinierteren Möglichkeiten, noch mehr Leute noch länger an die Displays zu fesseln.

Wir sind im Netz. Als Spinne? Als Beute? Es lohnt sich, das zu entscheiden. ◇

Ludwig Hasler (*1944) hat online vieles mitgespielt (Twitter, Facebook, Tinder, Debattenforen), wo er aussteigt, bekommt er die Macht der Apparate zu spüren: Er wird endlos weiterbelästigt. Auch darum arbeitet er hauptsächlich an Fragen zum Spannungsverhältnis zwischen Mensch und Maschine.

Als Philosoph hat Hasler an den Universitäten Bern und Zürich gelehrt, als Journalist war er Mitglied der Chefredaktion beim *St. Galler Tagblatt* und bei der *Weltwoche*. Seit 2001 ist er freier Publizist und Hochschuldozent. Er wohnt in Zollikon. Sein jüngstes Buch heisst: *Des Pudels Fell. Neue Verführung zum Denken* (2010, Huber Verlag Frauenfeld).



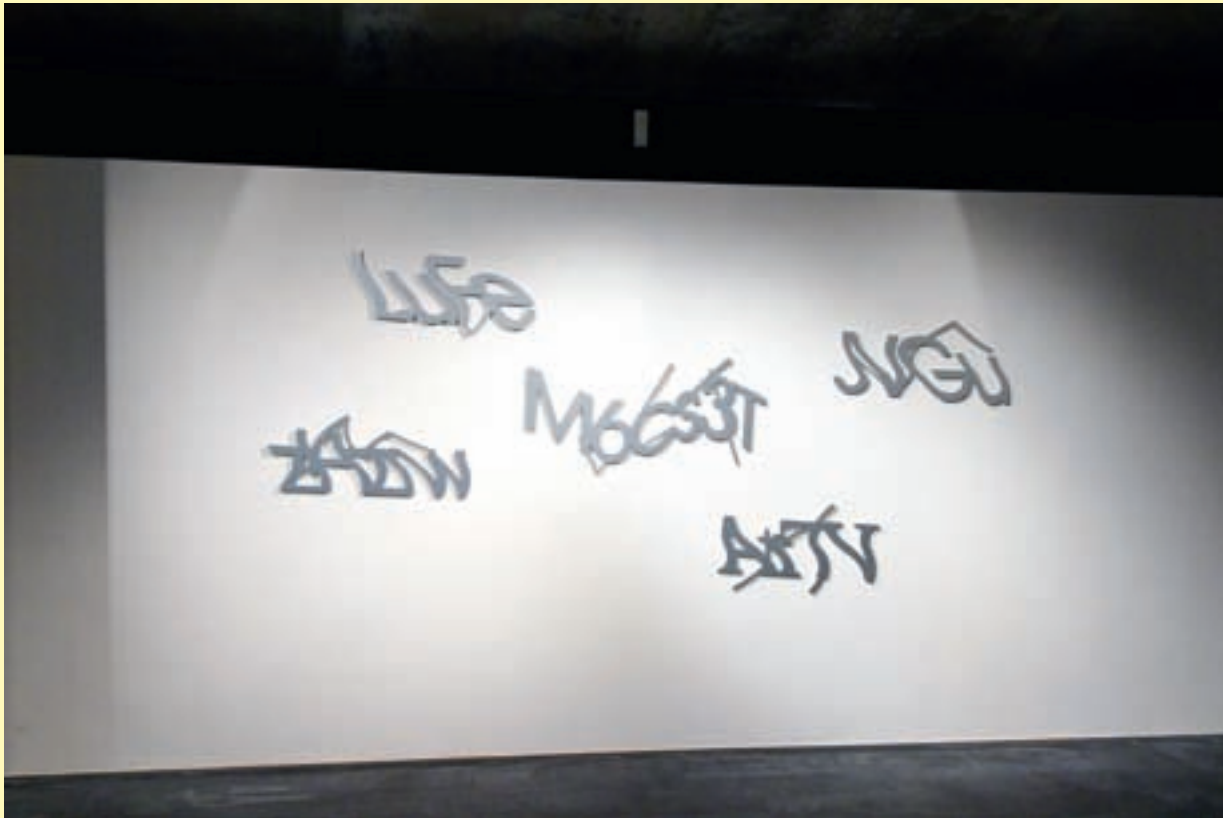
Peter Picciani, *Soziales Netzwerk*, 2014/2015. Figuren aus Lindenholz geschnitzt, bemalt, 33 cm hoch, auf Grundplatte 125 x 115 cm. Foto: Peter van de Waal. © 2015, ProLitteris, Zürich.

Generation „Kopf unten“

Die Figurengruppe *Soziales Netzwerk* von Peter Picciani ist eine Momentaufnahme. Die in ihre Mobiltelefone versunkenen Figuren sind Bestandteil des heutigen Strassenbildes und entlocken uns, obwohl aus Holz geschnitzt, ein Schmunzeln. Picciani spielt mit der „verdrehten Wirklichkeit“: Die Jugendlichen kommunizieren zwar über das Mobiltelefon und interagieren, jedoch scheinen die einzelnen Figuren der Gruppe isoliert. Die gegenseitige Wahrnehmung in der „realen“ Welt findet offensichtlich nicht statt. So verdreht wie der Künstler dieses Dasein der Jugendlichen empfindet, so ironisch sind die Titel der einzelnen Figuren: „Das ist Kevin, weltoffen, aufgeschlossen und voller Tatendrang.“ Die Jugendlichen wurden von Picciani so platziert, dass sie

sich beim Geradeauslaufen nicht berühren würden. Ein Sinnbild der digitalen Vergemeinschaftung: körperlicher und direkter zwischenmenschlicher Kontakt existiert nicht. In der Ausstellung soll die Figurengruppe zu weiteren Fragen anregen: Kann es nicht auch sein, dass diese „Marwins“, „Dustins“ und „Justins“, wie Picciani sie nennt, mehr kommunizieren als je eine Generation vor ihnen? Dass sie – weltweit mit Menschen digital verbunden – offener sind als ältere Generationen? Mit Sicherheit festgestellt werden kann wohl nur, dass das Mobiltelefon ein Schlüsselobjekt der aktuellen Gesellschaft ist, das uns geistig und emotional (über)fordert.

Peter Picciani (*1957) lebt und arbeitet im deutschen Bad Königshofen. Er ist Holzbildhauer, Kunstdrechsler und Mitbegründer der Deutsch-Japanischen Künstlergruppe GINKO. Neben Kunstwerken aus Holz fertigt er regelmässig Bühnenbilder für Theaterproduktionen.



Aram Bartholl, *Are you Human?*, 2011. Aluminium, je ca. 40 x 90 cm. Courtesy DAM gallery & xpo gallery.
Foto: Aram Bartholl, 2015.

Are you human?

Aram Bartholl kopiert sogenannte „Captcha“ Codes aus dem Internet und hängt sie, stark vergrößert und aus Aluminium geschnitten, als Skulpturen an die Wand. Die im Jahr 2000 entwickelten Bilder aus Buchstaben- und Zahlenfolgen begegnen uns im Internet fast täglich. Sie sind verzerrt dargestellt und mit zusätzlichen Strichzeichen schwer lesbar gemacht. Vor dem Verfassen von zum Beispiel Online-Kommentaren oder beim Erstellen von virtuellen Benutzerprofilen müssen sie entziffert und eingetippt werden. Die Codes sind für Menschen, jedoch nicht für Maschinen lesbar. So wird beim Eintippen der Codes sichergestellt, dass eine reale Person und nicht ein Computerprogramm eine unerwünschte Aktion im Internet durchführt – wie zum Beispiel Spam-E-Mails versenden.

Jeder dieser Codes ist computergeneriert, wird nur einmal in dieser Kombination verwendet und verfällt, sobald er korrekt oder falsch eingegeben wurde. Bartholl verweist mit den Codes auf die verstrickte Beziehung zwischen Mensch und Computer, auf analoges und digitales Leben. Indem er die Codes dem virtuellen Raum entnimmt und sie in der realen Welt als Objekt greifbar macht, hinterfragt er, inwiefern die virtuelle Welt zunehmend Teil unserer realen Welt wird. Die Captcha Codes (Englisch für **C**ompletely **A**utomated **P**ublic **T**uring test to tell **C**omputers and **H**umans **A**part) wurden vom Mensch erfunden. Schlussendlich entscheidet jedoch der Computer, ob wir als Mensch oder Maschine wahrgenommen werden: Are you human?

Aram Bartholl (*1972, Bremen) beschäftigt sich mit der Beziehung von Internet, Kultur und Realität. Er untersucht nicht nur, was der Mensch mit den digitalen Medien macht, sondern fragt auch danach, wie die vielfältigen Kommunikationskanäle den Menschen verändern.

LOOK

Die einzigen Gegner, die nicht immer eine Ausrede auf Lager haben, wenn sie gegen mich verlieren, sind Computer.

Robert James „Bobby“ Fischer (1943–2008)

Amerikanischer Schachspieler; er begann im Alter von 13 Jahren zu spielen, 1972–1975 amtierte er als Weltmeister. Er gilt als schillerndes Genie und ist für viele Fachleute der beste Spieler aller Zeiten.

Die junge Generation stört sich an traditionellen Geschäftsmodellen und Obrigkeitsdenken. „Das Wichtigste ist Freiheit“, schreibt der polnische Dichter Piotr Czernski in seinem politisch-literarischen Manifest:

Wir, die Netz-Kinder

Es gibt wohl keinen anderen Begriff, der im medialen Diskurs ähnlich überstrapaziert worden ist wie der Begriff „Generation“. Ich habe einmal versucht, die „Generationen“ zu zählen, die in den vergangenen zehn Jahren ausgerufen worden sind, seit diesem berühmten Artikel über die sogenannte „Generation Nichts“. Ich glaube, es waren stolze zwölf. Eines hatten sie alle gemeinsam: Sie existierten nur auf dem Papier. In der Realität gab es diesen einzigartigen, greifbaren, unvergesslichen Impuls nicht, diese gemeinsame Erfahrung, durch die wir uns bleibend von allen vorangegangenen Generationen unterscheiden würden. Wir haben danach Ausschau gehalten, doch stattdessen kam der grundlegende Wandel unbemerkt, zusammen mit den Kabeln, mit denen das Kabelfernsehen das Land umspannte, der Verdrängung des Festnetzes durch das Mobiltelefon und vor allem mit dem allgemeinen Zugang zum Internet. Erst heute verstehen wir wirklich, wie viel sich in den vergangenen 15 Jahren verändert hat.

Wir, die Netz-Kinder, die mit dem Internet und im Internet aufgewachsen sind, wir sind eine Generation, welche die Kriterien für diesen Begriff gleichsam in einer Art Umkehrung erfüllt. Es gab in unserem Leben keinen Auslöser dafür, eher eine Metamorphose des Lebens selbst. Es ist kein gemeinsamer, begrenzter kultureller Kontext, der uns eint, sondern das Gefühl, diesen Kontext und seinen Rahmen frei definieren zu können.

Indem ich das so schreibe, ist mir bewusst, dass ich das Wort „wir“ missbrauche. Denn unser „wir“ ist veränderlich, unscharf – früher hätte man gesagt: vorläufig. Wenn ich „wir“ sage, meine ich „viele von uns“ oder „einige von uns“. Wenn ich sage „wir sind“, meine ich „es kommt vor, dass wir sind“. Ich sage nur deshalb „wir“, damit ich überhaupt über uns schreiben kann.

Erstens: Wir sind mit dem Internet und im Internet aufgewachsen. Darum sind wir anders.

Das ist der entscheidende, aus unserer Sicht allerdings überraschende Unterschied: Wir „surfen“ nicht im Internet und das Internet ist für uns kein „Ort“ und kein „virtueller

Raum“. Für uns ist das Internet keine externe Erweiterung unserer Wirklichkeit, sondern ein Teil von ihr: eine unsichtbare, aber jederzeit präsente Schicht, die mit der körperlichen Umgebung verflochten ist.

Wir benutzen das Internet nicht, wir leben darin und damit. Wenn wir euch, den Analogen, unseren „Bildungsroman“ erzählen müssten, dann würden wir sagen, dass an allen wesentlichen Erfahrungen, die wir gemacht haben, das Internet als organisches Element beteiligt war. Wir haben online Freunde und Feinde gefunden, wir haben online unsere Spickzettel für Prüfungen vorbereitet, wir haben Partys und Lerntreffen online geplant, wir haben uns online verliebt und getrennt.

Das Internet ist für uns keine Technologie, deren Beherrschung wir erlernen mussten und die wir irgendwie verinnerlicht haben. Das Netz ist ein fortlaufender Prozess, der sich vor unseren Augen beständig verändert, mit uns und durch uns. Technologien entstehen und verschwinden in unserem Umfeld, Websites werden gebaut, sie erblühen und vergehen, aber das Netz bleibt bestehen, denn wir sind das Netz – wir, die wir darüber in einer Art kommunizieren, die uns ganz natürlich erscheint, intensiver und effizienter als je zuvor in der Geschichte der Menschheit.

Wir sind im Internet aufgewachsen, deshalb denken wir anders. Die Fähigkeit, Informationen zu finden, ist für uns so selbstverständlich wie für euch die Fähigkeit, einen Bahnhof oder ein Postamt in einer unbekanntenen Stadt zu finden. Wenn wir etwas wissen wollen – die ersten Symptome von Windpocken, die Gründe für den Untergang der Estonia oder warum unsere Wasserrechnung so verdächtig hoch erscheint –, ergreifen wir Massnahmen mit der Sicherheit eines Autofahrers, der über ein Navigationsgerät verfügt.

Wir wissen, dass wir die benötigten Informationen an vielen Stellen finden werden, wir wissen, wie wir an diese Stellen gelangen, und wir können ihre Glaubwürdigkeit beurteilen. Wir haben gelernt zu akzeptieren, dass wir statt einer Antwort viele verschiedene Antworten finden, und aus diesen abstrahieren wir die wahrscheinlichste Version und ignorieren die unglaubwürdigen. Wir selektieren, wir filtern, wir erinnern – und wir sind bereit, Gelerntes auszutauschen gegen etwas Neues, Besseres, wenn wir darauf stoßen.

Wir wissen, wie Wettbewerb funktioniert, und wir mögen ihn. Aber unser Wettbewerb, unser Wunsch, anders zu sein, basiert auf Wissen, auf der Fähigkeit, Informationen zu interpretieren und zu verarbeiten – nicht darauf, sie zu monopolisieren.

Für uns ist das Netz eine Art externe Festplatte. Wir müssen uns keine unnötigen Details merken: Daten, Summen, Formeln, Paragraphen, Strassennamen, genaue Definitionen. Uns reicht eine Zusammenfassung, der Kern, den wir brauchen, um die Information zu verarbeiten und mit anderen Informationen zu verknüpfen. Sollten wir Details benötigen, schlagen wir sie innerhalb von Sekunden nach.

Wir müssen auch keine Experten in allem sein, denn wir wissen, wie wir Menschen finden, die sich auf das spezialisiert haben, was wir nicht wissen, und denen wir vertrauen können. Menschen, die ihre Expertise nicht für Geld mit uns teilen, sondern wegen unserer gemeinsamen Überzeugung, dass Informationen ständig in Bewegung sind und frei sein wollen, dass wir alle vom Informationsaustausch profitieren. Und zwar jeden Tag: im Studium, bei der Arbeit, beim Lösen alltäglicher Probleme und wenn wir unseren Interessen nachgehen. Wir wissen, wie Wettbewerb funktioniert, und wir mögen ihn. Aber unser Wettbewerb, unser Wunsch, anders zu sein, basiert auf Wissen, auf der Fähigkeit, Informationen zu interpretieren und zu verarbeiten – nicht darauf, sie zu monopolisieren.

Zweitens: Die Teilnahme am kulturellen Leben ist für uns keine Beschäftigung für den Feiertag.

Die globale Kultur ist der Sockel unserer Identität, wichtiger für unser Selbstverständnis als Traditionen, die Geschichten unserer Ahnen, sozialer Status, die Herkunft oder sogar unsere Sprache. Aus dem Ozean der kulturellen Ereignisse fischen wir jene, die am besten zu uns passen, wir treten mit ihnen in Kontakt, wir bewerten sie und wir speichern unsere Bewertungen auf Websites, die genau zu diesem Zweck eingerichtet wurden und die uns ausserdem andere Musikalben, Filme oder Spiele vorschlagen, die uns gefallen könnten.

Einige dieser Filme, Serien oder Videos schauen wir uns gemeinsam mit Kollegen an, oder aber mit Freunden aus aller Welt, unser Urteil über andere wird oft nur von einer kleinen Gruppe von Menschen geteilt, denen wir vielleicht niemals persönlich gegenüberstehen werden. Das ist der Grund für unser Gefühl, dass Kultur gleichzeitig global und individuell wird. Das ist der Grund, warum wir freien Zugang dazu brauchen.

Es bedeutet nicht, dass wir Zugang zu allen kulturellen Gütern verlangen, ohne dafür zahlen zu müssen – obwohl wir das, was wir selbst schaffen, meistens einfach nur in Umlauf bringen. Wir verstehen, dass Kreativität – trotz der zunehmenden Verbreitung von Technologien, mit denen jeder Mensch Film- oder Musikdateien in einer Qualität

erstellen kann, die früher Profis vorbehalten war – immer noch Anstrengungen und Investitionen erfordert. Wir sind bereit zu zahlen, aber die gigantischen Aufschläge der Zwischenhändler erscheinen uns ganz einfach als unangemessen. Warum sollten wir für die Verbreitung von Informationen zahlen, die schnell und perfekt kopiert werden können, ohne den Wert des Originals auch nur um ein Jota zu verringern? Wenn wir nur die reine Information bekommen, verlangen wir einen angemessenen Preis. Wir sind bereit, mehr zu zahlen, aber dann erwarten wir auch mehr: eine interessante Verpackung, ein Gadget, höhere Qualität, die Option, es hier und jetzt anzuschauen, ohne warten zu müssen, bis die Datei heruntergeladen ist. Wir können durchaus Dankbarkeit zeigen und wir wollen den Künstler belohnen (seit Geld nicht mehr aus Papier besteht, sondern aus einer Reihe von Zahlen auf einem Bildschirm, ist das Bezahlen zu einem eher symbolischen Akt geworden, von dem eigentlich beide Seiten profitieren sollen), aber die Verkaufsziele irgendwelcher Konzerne interessieren uns kein bisschen. Es ist nicht unsere Schuld, dass ihr Geschäft in seiner traditionellen Form nicht mehr sinnvoll ist und dass sie, anstatt die Herausforderung zu akzeptieren und zu versuchen, uns mit etwas zu erreichen, das uns mehr bietet, als wir umsonst haben können, entschieden haben, ihre veralteten Lösungen zu verteidigen.

Noch etwas: Wir wollen nicht für unsere Erinnerungen bezahlen. Die Filme, die uns an unsere Kindheit erinnern, die Musik, die uns vor zehn Jahren begleitet hat: In einem externen Netzgedächtnis sind sie einfach nur Erinnerungen. Sie hervorzurufen, sie auszutauschen, sie weiterzuentwickeln, das ist für uns so normal wie für euch die Erinnerung an *Casablanca*. Wir finden im Netz die Filme, die wir als Kinder gesehen haben, und wir zeigen sie unseren Kindern, genauso wie ihr uns die Geschichte von Rotkäppchen oder Goldlöffchen erzählt habt. Könnt ihr euch vorstellen, dass euch jemand deswegen anklagt, gegen ein Gesetz verstossen zu haben? Wir auch nicht.

Drittens: Wir sind es gewohnt, dass unsere Rechnungen automatisch bezahlt werden, solange unser Kontostand es erlaubt.

Wir wissen, dass wir nur ein Onlineformular ausfüllen und einen Vertrag unterschreiben müssen, den uns ein Kurier liefert, wenn wir ein Konto eröffnen oder den Mobilfunkanbieter wechseln wollen. Dass sogar ein Kurztrip auf die andere Seite von Europa inklusive Stadtrundfahrt innerhalb von zwei Stunden organisiert werden kann. Deshalb sind wir, als Nutzer des Staates, zunehmend ver-

Was uns am wichtigsten ist, ist Freiheit.
Redefreiheit, freier Zugang zu Information
und zu Kultur.

ärger über seine archaische Benutzeroberfläche. Wir verstehen nicht, warum wir für die Steuererklärung mehrere Formulare ausfüllen müssen, von denen das zentrale mehr als einhundert Fragen beinhaltet. Wir verstehen nicht, warum wir einen festen Wohnsitz (absurd genug, so etwas überhaupt haben zu müssen) erst förmlich abmelden müssen, bevor wir uns an einem anderen anmelden können – als könnten die Behörden diese Sache nicht auch ohne unser Eingreifen regeln.

In uns steckt nichts mehr von jener aus Scheu geborenen Überzeugung unserer Eltern, dass Amtsdinge von überaus grosser Bedeutung und die mit dem Staat zu regelnden Angelegenheiten heilig sind. Diesen Respekt, verwurzelt in der Distanz zwischen dem einsamen Bürger und den majestätischen Höhen, in denen die herrschende Klasse residiert, kaum sichtbar da oben in den Wolken, den haben wir nicht. Unser Verständnis von sozialen Strukturen ist anders als eures: Die Gesellschaft ist ein Netzwerk, keine Hierarchie. Wir sind es gewohnt, das Gespräch mit fast jedem suchen zu dürfen, sei er Journalist, Bürgermeister, Universitätsprofessor oder Popstar, und wir brauchen keine besonderen Qualifikationen, die mit unserem sozialen Status zusammenhängen. Der Erfolg der Interaktion hängt einzig davon ab, ob der Inhalt unserer Botschaft als wichtig und einer Antwort würdig angesehen wird. Und da wir, dank Zusammenarbeit, ständigem Streit und dem Verteidigen unserer Argumente gegen Kritik, das Gefühl haben, dass unsere Meinungen einfach die besseren sind, warum sollten wir dann keinen ernsthaften Dialog mit der Regierung erwarten dürfen?

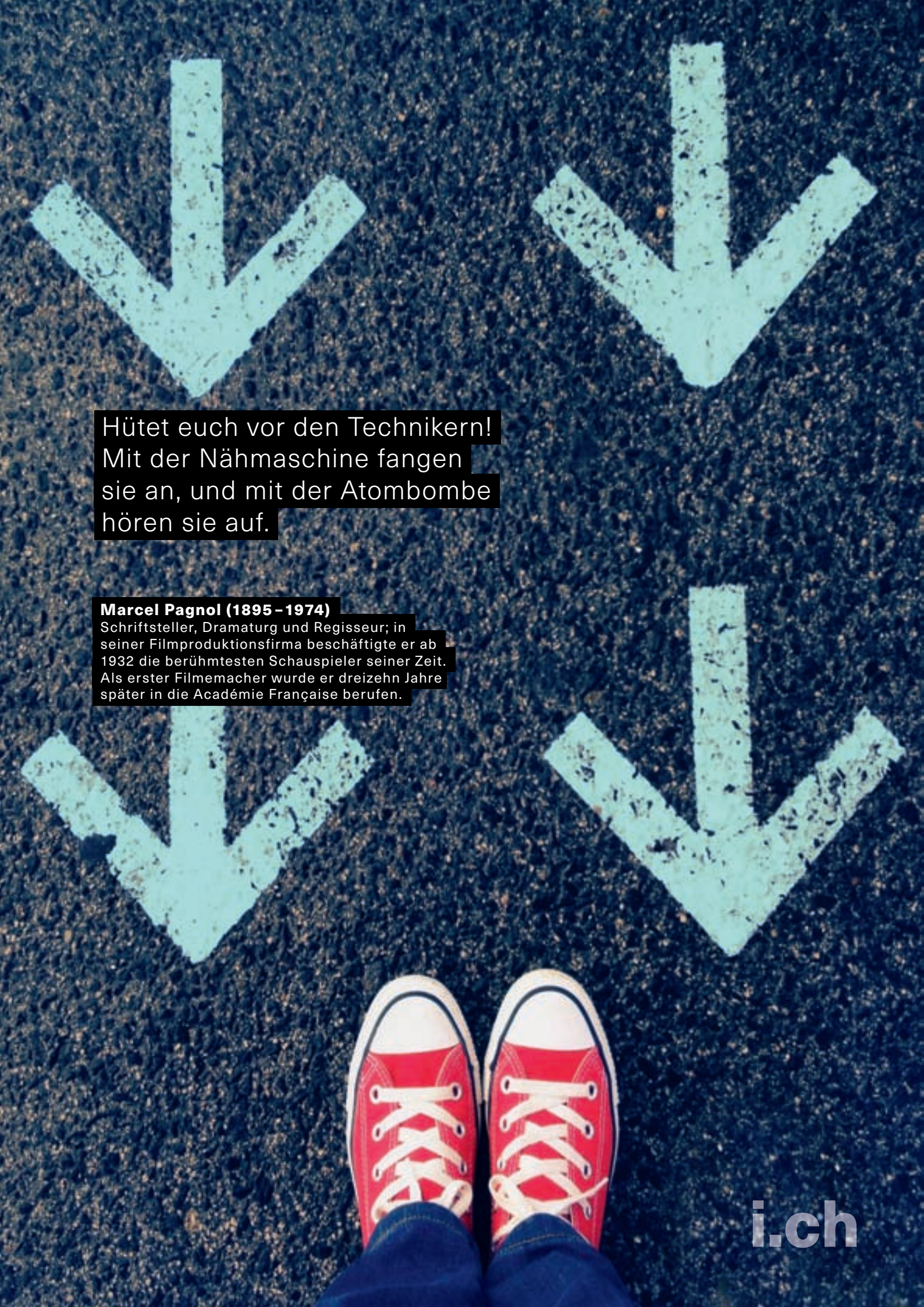
Wir fühlen keinen religiösen Respekt für die „demokratischen Institutionen“ in ihrer derzeitigen Form, wir glauben nicht an ihre unumstössliche Rolle, wie es diejenigen tun, die alle „demokratischen Institutionen“ als Denkmäler betrachten, die sie selbst bauen und die zugleich für sie selbst gebaut werden. Wir brauchen keine Denkmäler. Wir brauchen ein System, das unsere Erwartungen erfüllt, ein transparentes und funktionierendes System. Und wir haben gelernt, dass Veränderung möglich ist: dass jedes in der Handhabung umständliche System ersetzt werden kann und ersetzt wird durch eines, das effizienter ist, das besser an unsere Bedürfnisse angepasst ist und uns mehr Handlungsmöglichkeiten gibt.

Was uns am wichtigsten ist, ist Freiheit. Redefreiheit, freier Zugang zu Information und zu Kultur. Wir glauben, das Internet ist dank dieser Freiheit zu dem geworden, was es ist, und wir glauben, dass es unsere Pflicht ist, diese Freiheit zu verteidigen. Das schulden wir den kommenden Generationen, so wie wir es ihnen schulden, die Umwelt zu schützen.

Vielleicht haben wir noch keinen Namen dafür, vielleicht sind wir uns dessen noch nicht vollständig bewusst, aber wahrscheinlich ist das, was wir wollen, eine wahre und tatsächliche Demokratie. Eine Demokratie, wie sie sich vielleicht nicht einmal eure Journalisten erträumt haben. ◊

Übersetzung: Patrick Beuth, Andre Rudolph

Piotr Czerski (*1981) prägte den Begriff der Netz-Kinder. Der polnische Dichter, Autor, Musiker und Ex-Blogger hat einen Abschluss in Informatik. Sein Text ist zunächst auf Polnisch veröffentlicht worden, unter CC BY-SA 3.0. In der deutschen Übersetzung wurde er auf *Zeit Online* publiziert.



Hütet euch vor den Technikern!
Mit der Nähmaschine fangen
sie an, und mit der Atombombe
hören sie auf.

Marcel Pagnol (1895 – 1974)

Schriftsteller, Dramaturg und Regisseur; in
seiner Filmproduktionsfirma beschäftigte er ab
1932 die berühmtesten Schauspieler seiner Zeit.
Als erster Filmmacher wurde er dreizehn Jahre
später in die Académie Française berufen.

FOMO*

Schreiben im Schnellschriftmodus: SMS, Twitter, WhatsApp – wir wollen immer schneller kommunizieren und nutzen daher immer öfter Abkürzungen. Dabei ergänzen englischsprachige Ausrufe deutsche Sätze ganz selbstverständlich. Ein Glossar von Andrina Vögele.

bb	babe (Baby)	NSFW	not safe for work (nicht für den Arbeitsplatz geeignet)
bff	best friends forever (für immer beste Freunde)	OMG	Oh My God (Oh mein Gott)
bf/gf	boyfriend/girlfriend (Freund, Freundin)	omw	on my way (bin auf dem Weg)
b4	before (bevor)	pov	point of view (Standpunkt)
btw	by the way (übrigens)	pls/plz	please (bitte)
brb	be right back (gleich wieder da)	rly	really (wirklich)
cu	see you (bis später)	smh	shaking my head (ich schüttele meinen Kopf)
dm	direct message (direkte Nachricht)	srsly	seriously (ernsthaft)
fb	facebook (Facebook)	tmi	too much information (zu viel Information)
fyi	for your information (zu Deiner/Ihrer Information)	ttyl	talk to you later (wir sprechen uns später)
g2g	gotta go (Ich muss los)	thx	thank you (danke)
gr8	great (grossartig, toll)	u	you (Du)
ikr	I know, right? (Ich weiss schon Bescheid)	WTF	what the fuck (Was zur Hölle)
IMHO	in my humble opinion (nach meiner bescheidenen Meinung)	xoxo	hugs and kisses (Umarmung und Küsse)
IRL	in real life (im echten Leben)	y	why (Warum)
jk	just kidding (nur Spass gemacht)	YOLO	you only live once (Du lebst nur einmal)
kk	okay (in Ordnung)	2	two (zwei)
ldk	I don't know (Ich weiss es nicht)	2nite	tonight (heute Nacht)
(l)ly	(I) love you (Ich lieb' dich)	2moro	tomorrow (morgen)
lly2	I love you too (Ich lieb' dich auch)		
lmk	let me know (Sag mir Bescheid)		
LMAO	laughing my ass off (Ich lache mir meinen „Arsch“ weg)		
LOL	laughing out load (Ich lache mich kaputt)		
l8r	later (später)		
np	no problem (kein Problem)		
nmu	not much, you? (nicht sehr viel, und du?)		

*englische Abkürzung für „fear of missing out“. In der Übersetzung: „Angst, nicht mehr auf dem Laufenden zu sein“.

Andrina L. Vögele (*1995) schloss in England mit dem International Baccalaureate ab. Sie studiert an der New York University „Global Liberal Studies“. Mit Familie und Freunden kommuniziert sie viel über soziale Netzwerke und Kurznachrichten. „Jedes Land, jede Clique hat ihre eigene Version der Texting-Sprache“, sagt sie. Sie funktioniere vor allem in Englisch, da die Buchstabenreihen genauso klängen wie das vollständig geschriebene Wort.

Was ich von der fremden Frau gelernt habe, die mich im Zug einfach nicht in Ruhe lassen wollte.

Letztens hatte ich eine Begegnung, die mich verändert hat. Eigentlich war ich an dem Tag gar nicht darauf eingestellt, mir über mein Leben an sich Gedanken zu machen. Ich war nämlich ganz schön gestresst.

Von Gunda Windmüller

Aber, wie es dann halt ist, das Leben, es tippt einem in unerwarteten Momenten auf die Schulter. Und dann tut man gut daran, kurz „Hallo“ zu sagen, denn wer weiss, wann es mal wieder vorbeikommt.

Wie gesagt, ich war gestresst. Mit überquellenden Taschen hetzte ich von der Arbeit zum Zug, hätte ihn fast verpasst und plumpste, schwer atmend und genervt, auf meinen Platz.

Ich hatte nun ein paar Stunden Zeit und noch so viel zu tun! Ich kramte sofort mein übliches Equipment hervor: Tablet, privates Smartphone, Dienst-Handy und meine Kopfhörer. Das Tablet stellte ich auf den kleinen Tisch vor mir, checkte mein Handy, meine Arbeitsmails, meinen Twitter-Account, Instagram und Facebook. Parallel dazu wischte ich auf meinem Tablet herum.

Aber ich wollte auch noch Musik hören und knotete die Schnüre meiner Kopfhörer auseinander, steckte mir den einen Hörer ins rechte Ohr... und: „Autsch“... merkte, dass ich nicht den Hörer in der Hand hielt, sondern versucht hatte, den Stecker in mein Ohr zu drücken. „Peinlich“, dachte ich und schaute kurz, ob mich jemand beobachtet hatte.

Was wollte ich nochmal machen? Mir fiel es grad nicht mehr ein, da schrieb ich einfach noch schnell eine SMS an eine Freundin: „Weisst Du, was ich gerade gemacht habe... ich brauche ein langes WE!“ Und setzte mich schliesslich an die Arbeit.

Als ich soweit fertig war, schaute ich hoch. Aus dem Fenster heraus konnte ich beobachten, wie der Rhein sich durch sein Tal glitzerte. „Wie schön“, dachte ich, „eigentlich

müsstest du jetzt einfach in Ruhe aus dem Fenster schauen und geniessen.“

Ich blickte mich um. Gegenüber sass eine ältere Dame. Und plötzlich wandte sie sich an mich: „Wohin fahren Sie denn?“

„Bloss nicht“, dachte ich, „das hat mir gerade noch gefehlt.“ Ich hatte nun wirklich keine Lust auf Alte-Damen-Small-Talk. Das läuft doch immer auf's selbe hinaus: Woher man kommt, was man macht. Und die Dame würde dann sowieso nicht verstehen, was ich beruflich mache, und ich müsste mir ihre Klagen über eine Jugend anhören, mit der ich ja selber nichts mehr zu tun habe. Nein, danke.

Und als ich überlegte, wie ich das beginnende Gespräch am höflichsten beenden könnte, redete die Dame weiter: „Wissen Sie, das ist so schade. Früher haben sich die Leute noch unterhalten. Gerade auf so einer Reise ist das doch schön. Heute sitzen sie alle nur noch da und wischen auf diesen Geräten rum.“

Und plötzlich fühlte ich mich ertappt. Ich glaube, ich wurde sogar ein bisschen rot. Ich kam mir auf einmal nicht mehr wichtig und geschäftig vor. Sondern ziemlich dämlich. Und die Frau liess nicht locker: „Das ist doch auch wichtig, dass man mal nacheinander fragt. Da lernt man auch etwas und die Reise geht direkt viel schneller rum.“

Ich schämte mich, denn sie hatte natürlich recht. Ich fühlte mich auf einmal wie meine eigene Karikatur. Komplett verkabelt und vernetzt, aber seltsam unpräsent im Hier und Jetzt.

Direkt vor meiner Nase eine wunderschöne Landschaft und ich vertage das Betrachten einfach auf später. Welches „später“ eigentlich?

Ich merkte, wie gut es tat, mit jemandem zu sprechen, der eigentlich so gar nichts mit meinem Leben zu tun hatte.

Neben mir eine ältere Dame, die sich etwas Unterhaltung wünscht und ich? Hoffte einfach still, nicht angesprochen zu werden, aus Angst... aus Angst wovor eigentlich? Eine echte Antwort hatte ich auf keine dieser Fragen.

Aber ich wusste, was ich nun tun sollte. „Ich fahre nach Köln“, sagte ich.

Und dann entschuldigte ich mich für mein Verhalten. Erzählte ihr, dass ich viel um die Ohren hätte und dass ich oft selbst nicht wüsste, wo mir der Kopf steht. Sie hörte mir zu. Und dann erzählte sie mir von ihren Enkeln, ihrem Schwiegersohn und den Sonnenblumen auf ihrem Balkon. Von ihrer Schwester und wie selten sie sich sähen. Ich hörte ihr zu. Und wir teilten uns einen Muffin aus dem Speisewagen.

Ich merkte, wie gut es tat, mit jemandem zu sprechen, der eigentlich so gar nichts mit meinem Leben zu tun hatte. Wie gut es tat, sich jemandem anzuvertrauen, der so ganz unbedarft auf mich reagierte. Und wie peinlich es mir auf einmal war, dass ich mich vor dem Gespräch schon fast gefürchtet hatte!

Schliesslich wachten auch die beiden schlafenden Frauen auf, die uns gegenüber sassen. „Und wohin fahren Sie?“, fragte die alte Dame. Ich grinste die beiden an. Sie grinsten zurück und wir fingen an, uns zu unterhalten.

Es war so nett und es fühlte sich so ungezwungen an, dass ich mich unwillkürlich fragte, ob ich hinterher überhaupt jemandem von diesem Gespräch erzählen kann. Es war fast zu schön, um wahr zu sein.

Und dann kündigte der Schaffner schon den Kölner Hauptbahnhof an. Ich kramte meine Sachen zusammen und reichte der Dame die Hand: „Gute Reise noch“, sagte ich und fühlte mich dabei fast wehmütig.

„Schön, dass wir ein wenig gesprochen haben“, antwortete sie, als sie meine Hand noch ein wenig länger festhielt, „das hat uns doch beiden gut getan, oder?“

Ja, das hatte es. ◊

Dieser Text ist am 21. Juli 2015 als Autorenstück in der *Huffington Post Deutschland* erschienen.

Der Nachdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Online-Zeitung (www.huffingtonpost.de).

Gunda Windmüller ist Autorin bei der *Huffington Post Deutschland*. Nach ihrer Promotion in Anglistik arbeitete sie zunächst im Wissenschaftsmanagement. Nach eineinhalb Jahren wurde ihr klar, dass sie in diesem Bereich nicht glücklich wird und kündigte ihre Stelle. Sie verordnete sich selbst eine Auszeit, arbeitete im Online-Marketing, in einem englischen Herrenhaus und machte eine Reihe von Praktika: in einer Restaurantküche, bei einem Anwalt, in einer Brauerei. Auf ihrem Blog „vonderarbeit“ schreibt sie über diese Erlebnisse.



Evan Roth, *Self Portrait (July 27 to November 4, 2013)*, aus der Serie *Internet Cache Portrait*, 2014. Vinyl-Print, 150 x 1560cm. Courtesy Niklas Belenius Gallery.

Der Archivar des Internets

Von uns Nutzern nahezu unbemerkt speichern Internet-Browser in den sogenannten „Caches“ (frz. für „Versteck“) Informationen und Bilder zu unseren Suchverläufen im Internet. Dieser Zwischenspeicher ermöglicht einen schnelleren und effizienteren Zugriff auf die Daten, wenn diese erneut aufgerufen werden. So entsteht, ohne dass wir uns dessen bewusst sind, ein zeitlich begrenztes Protokoll von tausenden gesammelter Informationen, die unsere elektronischen Bewegungen widerspiegeln. Evan Roth hat diese versteckten Daten durch die bewusste Manipulation seines Computers sichtbar gemacht. Ausgedruckt am laufenden

Meter gibt das *Internet Cache Portrait* persönliche Einblicke in seine Online-Aktivitäten: Von Website-Logos, Wegbeschreibungen, Familienfotos bis zu Bankinformationen ist alles in der dichten Bilderflut festgehalten. So entsteht nicht nur ein Selbstporträt der etwas anderen Art, sondern auch eine Visualisierung der sich ständig verändernden Internetkultur. Evan Roth möchte uns dafür sensibilisieren, dass wir im Internet konstant Spuren hinterlassen und so – oftmals unbewusst – ein digitales Porträt unseres Selbst schaffen.

Evan Roth (*1978, USA) lebt und arbeitet in Paris. Roth spielt mit dem Medium Internet. Seine Kunst plädiert für Vorsicht im Umgang mit unseren Daten, die wir tagtäglich durch die Nutzung der Dienste von Google, YouTube, Facebook & Co. ungeschützt preisgeben.

Wie ändert sich unser Leben, wenn das Internet in Glühbirnen, Zimmerpflanzen oder Autos vordringt und Algorithmen lernen, selbständig Entscheide zu fällen?

Thomas Amberg beschreibt kritisch das Internet der Dinge und sagt, was Kinder unbedingt lernen sollten.

Das Internet der Dinge

Von Thomas Amberg

Moore's Law, die Beobachtung, dass sich die Anzahl Transistoren pro Fläche eines Computer-Chips alle zwei Jahre verdoppelt, macht Computer nicht nur leistungsfähiger und günstiger, sondern auch kleiner. Kleine Computer können in Dinge eingebettet werden, inklusive Konnektivität. Stattet man Internet-verbundene Computer mit Sensoren und Aktuatoren aus, entsteht das Internet der Dinge – oder Internet of Things. Das Internet dringt dadurch gewissermassen in die reale Welt ein. Licht und Heizung im Ferienhaus lassen sich bequem per App fernsteuern. Die Zimmerpflanze meldet sich auf Twitter, wenn sie Wasser braucht. Der Velohelm mit Crash-Sensor ruft nach einem Sturz gleich den Notarzt. Die Personenwaage legt ihre Messungen in der Cloud ab, aus einer einzelnen Zahl entsteht ein zeitlicher Verlauf, ohne Mehraufwand. Dieser Datenschatten eines Objekts lässt sich jederzeit per Browser, App, Smart Watch oder Augmented-Reality-Brille à la Google Glass abrufen. Trends werden sichtbar und Vergleiche über Ort und Zeit hinweg möglich.

Internet-verbundene Produkte werden zu Dienstleistungen, womit sich die Beziehung zwischen Hersteller und Konsument verändert. Wir kaufen nicht mehr ein eigenes Auto, sondern den Service, jederzeit fahren zu können. Der E-Reader mit Zugang zum Online-Shop ersetzt nicht das Buch an sich. Er steht vielmehr dafür, jedes Buch, jederzeit lesen zu können. Der Designer Mike Kuniavsky nennt das „Service-Avatar“. Das Produkt wird zum physischen Stellvertreter für den abstrakten Service dahinter. Geliefert werden die Produkte vielleicht schon bald mit Drohnen. Die Post hat gerade mit ersten Experimenten begonnen, im flugtechnisch günstigen Berner Seeland. Um die Wartezeit für absehbare Lieferungen auf Null zu verkürzen, hat Amazon den präventiven Versand patentiert. Fast wie im Stammlokal, wenn der Kaffee beim Hinsetzen schon da steht. Blöd ist nur, wenn man mal was anderes möchte.

Dank Software-Updates können Produkte auch nach dem Kauf noch verbessert werden, sei es durch Security-

Updates oder neue Funktionalität. Man kennt es vom Smartphone: Kaufen heisst nicht mehr besitzen. Der Benutzer wird zum Gastgeber der Gadgets degradiert. Beim Gewohntem zu bleiben, ist keine Option. Software regiert, der Benutzer kann dieser digitalen Bevormundung nur zustimmen oder zusehen, wie das Gerät zum leblosen High-tech-Schrott verkommt. Es ist super, wenn der Familienwagen nach einem Update weniger Energie verbraucht, weil die Batterien effizienter genutzt werden, wie beim Tesla, dem Auto mit dem bisher höchsten Software-Anteil. Man kann sich aber auch da ausmalen, wie leicht etwas schiefgehen kann: „Wir entschuldigen uns für das fehlerhafte Update Ihrer Bremsautomatik...“ Vielleicht müssen wir uns daran gewöhnen, dass Beta-Versionen, Software-Bugs und Computer-Viren nicht mehr nur unseren PC, sondern auch Autos und Wohnungen unzuverlässiger machen.

Kampf der Giganten oder offene Standards und Selbstbestimmung?

Verschiebt man die Logik in die Cloud, hat ein relativ dummes Produkt plötzlich Superkräfte. Der harmlose Plastik-Dinosaurier von CogniToys ist nicht viel mehr als ein Mikrofon mit einer Taste zum Aufnehmen, fast wie ein Baby-Phone. Trotzdem kann das Spielzeug eine intelligente Konversation mit Ihrem Kind führen. Am anderen Ende der Leitung sitzt Watson, ein Supercomputer von IBM, der kürzlich auch das US TV-Ratespiel Jeopardy gewonnen hat. Mit der zunehmenden Vernetzung im Haus wird auch Siri, die Spracherkennungssoftware von Apple, immer mächtiger. Auf Kommando, vielleicht auch mal aus Versehen, lassen sich Türen öffnen und schliessen, Musik ein- und ausschalten und Lichter dimmen. Weil Siri gleichzeitig vielen tausend Nutzern dient, lernt sie auch entsprechend schnell. Um stets zu Diensten zu sein, hört die Spracherkennung mancher Geräte dauernd zu. So waren die Nutzer von Samsung-TV-Geräten wohl ziemlich erstaunt, als sie aus der Presse erfuhren, dass ihre privaten Gespräche laufend zu den Servern einer Drittfirma übermittelt wurden.

Ob das Internet der Dinge uns weiterbringt oder zu Sklaven der Algorithmen und Interessen von Grossfirmen macht, ist wohl noch offen.

Produkte sind vor allem dann nützlich, wenn sie in ein bestehendes Ökosystem passen. Offene Schnittstellen und klar definierte Standards erleichtern den Datenaustausch, etwa wenn man zu Hause smarte Glühbirnen verschiedener Hersteller verwenden will. Oft orchestriert ein Gateway die Kommunikation zwischen den Geräten. Es gibt vielversprechende Open-source-Software für Gateways, wie OpenHab aus Deutschland. Da der Quellcode frei verfügbar ist, können auch Aussenstehende die Korrektheit des Systems prüfen und Fehler beheben. Vertrauen ist nicht mehr reine Glückssache. Aber auch die Grossen wollen sich das Geschäft nicht entgehen lassen. Es geht schliesslich darum, wer in der Wohnung das Sagen hat, und noch wichtiger, Einblick in die Vorlieben und Verhaltensmuster der Bewohner bekommt. Der Autor Bruce Sterling spricht angesichts der sich bekämpfenden Internet-of-Things-Konsortien von „Epic Struggle“, einem epischen Kampf. Als Konsument muss man sich wohl bald entscheiden, ob man eine Apple- oder eine Google-Wohnung möchte. Aber es gibt eine Alternative. Rob van Kranenburg, unermüdlicher Verfechter eines sozialverträglichen Internet of Things, ruft dazu auf, die Gateways mit Open-source-Software zu besetzen – „Occupy the Gateways“.

Idealerweise rückt Technologie in den Hintergrund, um den Menschen zu dienen und ihren Alltag zu bereichern. Mark Weiser von Xerox PARC nannte das „Calm Technology“. Wenn Computer erst mal überall in unserer Umgebung eingebettet sind, gehen sie uns besser aus dem Weg. Am weitesten entwickelt ist der lernende Thermostat von Nest. Er nutzt Sensoren und Lern-Algorithmen, um die Anwesenheit von Personen im Haus vorauszusagen und die Heizung entsprechend einzustellen – ganz ohne direkte Interaktion. Der Designer Simone Rebaudengo treibt das Thema in seinem Video *Teacher of Algorithms* noch weiter: Wenn Geräte das Verhalten ihrer Gastgeber erlernen müssen, brauchen wir dann Lehrer oder Dompteure, um smarte Haushaltsgeräte zu domestizieren? Oder vielleicht einen „Internt-of-Things-Plumber“ – ein digitaler Klempner, der uns hilft, Geräte miteinander zu verbinden und Regeln für deren Zusammenspiel zu konfigurieren?

Smart Cities und unerwartete Nebeneffekte

In der vernetzten Stadt, der „Smart City“, wird bestehende Infrastruktur effizienter nutzbar. Internet-verbundene Müllcontainer melden ihren Füllstand und helfen so, Leerfahrten zu vermeiden. In München kann man ein geliehenes Rad nach dem Gebrauch einfach stehen lassen. Es sagt dem nächsten Benutzer dann, mit GPS-Lokalisierung und Datenfunk, wo es gerade ist. Auch Uber, eine internationale Taxi-App, macht sich vernetzte Sensoren zunutze, um Fahrer und Passagiere effizienter zusammenzubringen. Ein Server im Internet übernimmt die Funktion der Taxi-Zentrale. Das Startup aus Silicon Valley konkurriert heute mit Taxi-Unternehmen auf mehreren Kontinenten, zum Unmut der lokalen Taxi-Fahrer. Nach der Fahrt bewertet man sich gegenseitig, per App. Das Vertrauen in Institutionen und Berufszertifikate wird durch einen Bewertungs-Algorithmus ersetzt, wer nicht mitspielt, ist draussen. Die ultimative Konsequenz solcher Voting-Mechanismen beschreibt der Autor und Zukunftsforscher Adrian Hon im Kapitel „The Downvoted“ seines Buchs *A History of The Future in Hundred Objects*. Darin, im London des Jahres 2045, wo man die Umgebung nur noch indirekt durch „Glass“ oder smarte Kontaktlinsen betrachtet, werden Leute mit niedriger Reputation ganz einfach ausgeblendet.

Sobald autonome Fahrzeuge wie Googles Self-Driving Car unfallfreier fahren als wir, ist es fahrlässig, einen Menschen ans Steuer zu setzen. Das heisst aber nicht unbedingt, dass es gar keine Unfälle mehr geben wird. Vielmehr wird die Entscheidung, was im Ernstfall zu tun ist, schon im Voraus getroffen werden müssen. Matthieu Cherubini vom Royal College of Art hat dazu ein interessantes Gedankenexperiment kreiert. „Ethical Autonomous Vehicles“ bieten neben der Farbe und Ausstattung eines Wagens auch Ethik-Optionen an: Bei einem Unfall wird entweder der persönliche Schaden der Insassen, der menschliche Schaden allgemein oder der materielle Schaden minimiert. Ein moralisches Dilemma für den Besitzer, der aus den drei Optionen eine wählen muss. Man kann sich gut vorstellen, dass die Versicherungsprämie je nach Wahl verschieden

hoch ausfällt. Schon heute bekommt man bessere Preise, wenn man sich bereit erklärt, eine Black-Box im Auto aufzunehmen. Sie erkennt den Fahrstil und übermittelt diesen an den Versicherer.

Ob das Internet der Dinge uns weiterbringt oder zu Sklaven der Algorithmen und Interessen von Grossfirmen macht, ist wohl noch offen. Betrachtet man unsere Abhängigkeit von Facebook und Google, deren Erfolg auf der Verwertung unserer persönlichen Daten basiert, kann man leicht verzweifeln. Aber vielleicht lernen wir dadurch auch, für das Recht an unseren Daten zu kämpfen, bevor es zu spät ist. Der Virtual-Reality-Pionier und Internet-Philosoph Jaron Lanier skizziert in seinem Buch *You are not a Gadget* eine technische Lösung zur fairen finanziellen Entschädigung von Urhebern, den „bidirektionalen Link“. Auch der Journalist und Ökonom Hannes Grassegger fordert in seinem Buch *Das Kapital bin ich* unseren verdienten Anteil. Beide verzichten dabei leider auf genauere Angaben zur Umsetzung. Pragmatischer ist die Open-Data-Bewegung, die sich politisch dafür einsetzt, auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene erfasste Datensätze öffentlich, frei verfügbar und nutzbar zu machen, „für mehr Transparenz und Innovation“. Auf Konfrontationskurs gehen Künstler und kritische Ingenieure, die Anti-Technologie entwickeln. So zum Beispiel Steve Mann mit seinen „Sousveillance“-Kameras zur Videoüberwachung „von unten“ oder Julian Oliver mit „Cyborg Unplug“, einem Störgerät gegen Google Glass und unerwünschte Video-Drohnen. Vielleicht entsteht auch eine Mischung von angepassten „gated communities“ und selbstversorgenden Rebellen. Wie Rob van Kranenburg sagt: „Smart cities and Mad Max in between“.

Anlass zu Hoffnung gibt die Maker-Bewegung. Dank Internet-Foren, Online-Tutorials und Hackerspaces beginnen immer mehr Leute, eigene Gadgets zu bauen und die Technologie dahinter zu verstehen. Prototyping Hardware wie Arduino und Raspberry Pi erlaubt es, Sensoren und Aktuatoren, also Bauteile zum Messen und Steuern, sehr einfach zu interaktiven Projekten zu verknüpfen. Statt bloss

Videogames und TV-Shows zu konsumieren, können Kinder wieder selbst die Initiative übernehmen, explorativ lernen und eigene kreative Lösungen entwickeln. Nebenbei lernen sie Programmieren und Elektronik, die Grundlagen zum Verständnis der neuen Welt. FabLabs, eine Art öffentliche Werkstätten, bieten Zugang zur digitalen Fabrikation. Handwerkliches Geschick ist dabei optional, die Genauigkeit steckt in der Maschine. Mit einfach bedienbaren CAD-Tools konstruieren auch Laien schnell komplexe Produkte. Diese werden dann mit dem 3D-Drucker, Laser-Cutter oder einer CNC-Maschine produziert. Nach dem Motto „Make, Learn, Share“ werden Quellcode und Baupläne unter offenen Lizenzen publiziert, vom Spielzeugroboter bis zum Do-it-yourself-PCR-Gerät für DNA-Analysen im Wohnzimmer.

Die Zukunft wird spannend, nehmen wir sie in die Hand. ◊

Dieser Text ist lizenziert unter CC BY-SA 4.0 International.

Thomas Amberg (*1975) ist Software-Ingenieur ETH, Mitgründer von Yaler.net und Organisator des Internet of Things Meetups in Zürich. Daneben ist er öfter im Mech-Art-Lab Hackerspace und im FabLab Zürich anzutreffen.



Christopher Baker, *Murmur Study*, 2009–2012. Thermodrucker, Papier, Hardware, Software, Grösse variabel.
 © Christopher Baker. Foto links: Rik Sferra, Weisman Art Museum, 2009; Foto rechts: Christopher Baker, Spark Festival, 2009.

Endloses Gezwitscher

Der Nachrichtendienst Twitter (engl. für „Gezwitscher“) ermöglicht es, Kurznachrichten von maximal 140 Zeichen in Echtzeit zu versenden. Die Installation *Murmur Study* von Christopher Baker druckt unermüdlich Twitter-Nachrichten, welche Variationen von emotionalen Ausdrücken wie „ooh“, „arg“, „grrr“ etc. enthalten.

Um Emotionen innerhalb der begrenzten Zeichenzahl so platzsparend wie möglich zu übermitteln, erfinden Twitter-Benutzer kreative „Nicht-Wörter“. Jede ihrer Mitteilungen, die öffentlich im Internet zugänglich sind, steht für das menschliche Bedürfnis, von anderen gehört zu werden.

Das frühere „Kafi-Chränzli“ hat sich in digitalen Small Talk gewandelt. Im Gegensatz zum gesprochenen Wort werden Twitter-Nachrichten jedoch von Unternehmen archiviert. Flüchtige, persönliche Meldungen bekommen durch die unendliche Lebensdauer eine neue Gewichtung. Die monumentale Form der Installation versinnbildlicht die eigentlich unsichtbare Flut der Nachrichten. Der endlos erscheinende Wasserfall aus gedrucktem Text auf Papier, der sich im Verlauf der Ausstellung auf den Boden ergiessen wird, verbindet die digitale mit der realen Welt.

Christopher Baker (*1979) lebt und arbeitet in Chicago. Er interessiert sich für die kulturellen Auswirkungen neuer Kommunikationstechnologien. 2011 präsentierte er die Arbeit *Murmur Study* mit 132 Druckern an der Frankfurter Buchmesse.



Curtis Wallen, *Hunter, Ned, Connor, Aaron, Curtis*, 2013. C-Prints. © Curtis Wallen.

Der komponierte Mensch

Ist es möglich, sich im Internet anonym zu bewegen? Das fragte sich Curtis Wallen und er stellte fest, dass er seine eigene Privatsphäre online nur mit einer falschen Identität schützen konnte. So begann der Medienkünstler im Jahr 2013 Aaron Brown zu entwickeln. An dieser virtuellen Person sollte kein Hinweis zu entdecken sein, der seinen Erfinder identifiziert.

Mittlerweile sind viele Dinge über Aaron Brown bekannt: Er ist 30 Jahre alt, ist 1,82 Meter gross, lebt in Cleveland und hat einen Führerausweis – was ihn glaubwürdig und echt erscheinen lässt. Um in der Online-Welt jedoch als reale Person wahrgenommen zu werden, musste Wallen auch ein Gesicht für Aaron Brown kreieren: es ist eine Fotomontage aus fünf Porträtfotos von sich selbst und einigen Freunden, darunter eine Frau.

Wallen, der mittlerweile als Person hinter Aaron Brown bekannt ist, reflektiert mit seiner Arbeit, wie wir uns im Internet bewegen. Jeder Mensch besass schon immer mehrere soziale Identitäten. Je nach Umfeld sind wir Tochter, Angestellte oder Vereinsmitglied. Neu kommen virtuelle Identitäten hinzu. Im Gegenzug zu realen Identitäten können diese sicht- und messbar gemacht werden. Dadurch wird der Umgang mit unseren Identitäten zunehmend komplexer und schwieriger, innerlich erlebte Rollenkonflikte werden möglich. Daher klebte während des Aaron-Brown-Projektes am Bildschirm von Wallen immer ein Post-it. Es warnte: „Vermische die Identitäten nicht“.

Curtis Wallen (*1989) lebt und arbeitet in New York als Künstler. Er erforscht Identität, Erinnerung, Überwachung und deren Einflüsse auf die kulturelle Entwicklung. Seine Werke rufen dazu auf, sich kritisch mit Mechanismen der Überwachung im Internet auseinanderzusetzen.

Zurück in die Gegenwart

**Seit das Smartphone immer dabei ist,
sind wir nie ganz da, wo wir gerade sind.
App-Entwickler, Psychologen und
Avantgardisten aller Art suchen nach
Wegen in das Hier und Jetzt.**

Von Jürgen von Rutenberg

Der Eintritt in die Unerreichbarkeit kostet sieben Euro. Sie ist zu finden an einem magischen Ort mitten in Paris mit dem mysteriösen Namen „Seymour“. Hinter einer nichtssagenden Fassade an einem viel befahrenen Boulevard wartet ein Erlebnis, das weder im Louvre noch auf dem Eiffelturm zu haben ist: die Erinnerung daran, wie sich ein Leben ohne Smartphone anfühlt. Seymour+ ist „ein Zufluchtsort für Gedanken, ein Raum ohne Technologie und andere Ablenkungen“, heisst es auf der Website, die selbst so ein Offline-Versteck natürlich braucht. Besucher werden dazu eingeladen, vorübergehend „ihre Verbindung zum Internet zu kappen und sich wieder mit sich selbst zu verbinden“.

Also werden alle Handys und sonstiger Alltagsballast in Schliessfächern gleich neben dem Eingang verstaut, auch Armbanduhr und Kameras kommen hinein. Im riesigen, strahlend weissen Saal nebenan beginnt ein Parcours aus fünf „interaktiven Umgebungen“, angefangen mit „The Selfie Booth“, einer Art Fotokabine ohne Kamera: An der Innenwand hängen stattdessen ein quadratischer Spiegel, ein Filzstift und ein paar Blätter Papier, daneben die Aufforderung, sich selbst zu porträtieren. Wer ist das da im Spiegel? Und wie gehts dem eigentlich so?

Die dort erlangten Eingebugungen kann man dann gleich mitnehmen in den „Projektionsraum“, einen dunklen Kinosaal mit zehn bequemen Sesseln, auf denen weisse Flokatis schimmern wie Wolken am Nachthimmel. Durch eine Wandöffnung fällt Licht auf eine leere Leinwand. Der Film entsteht in den Gedanken des Kopfkinobesuchers und dauert so lange, wie dieser will oder kann. Weiter geht es, eine Etage tiefer, in die „Surf Your Mind Lounge“, zu Schreibtischen, die in einem grossen Sandkasten stehen, und schliesslich zum „Geheimen Garten“, einem fensterlosen Zimmer voller Pflanzen in allen Stadien des Erblühens und Verwesens. Eine stehengebliebene Uhr auf dem Fussboden löscht den letzten Rest von Zeitgefühl.

Ziemlich viel Aufwand, nur um mal vom Handy wegzukommen. Und ein Zeichen dafür, dass wir mit unseren Geräten schon so verschmolzen sind, dass Momente ohne sie als bezaubernde Kostbarkeit inszeniert werden können.

Mensch und Smartphone passen einfach verdammt gut zusammen. Als hätten wir uns jahrhundertlang nach die-

ser Symbiose gesehnt, dient uns das Gerät als Krücke zum Ausgleich menschlicher Gebrechen wie Vergesslichkeit (Fotosammlung), Denkfaulheit (Google), Schüchternheit (Facebook, Mails, SMS). Als tragbare Spielhölle, Disco, Videothek hat es die Langeweile abgeschafft, auf dem Gerät fliesst unser gesamtes Privat- und Berufsleben zusammen – kein Wunder, dass wir es kaum noch aus der Hand legen. Wie schnell das alles ging, brachte der Online-Pionier Marc Andreessen neulich in einem Tweet auf den Punkt. Der Mann, der in den Neunzigern mit seinem Netscape-Browser reich und berühmt geworden ist, schrieb: „Von ‹Nur Nerds brauchen das Internet› bis ‹Alle starren den ganzen Tag lang auf ihre Smartphones!› in nur 20 Jahren. Nicht schlecht, Team :-).“

Ganz bestimmt nicht schlecht für Leute wie Andreessen, der als Investor von Firmen wie Facebook und Twitter etliche Fantastilliarden an dieser Entwicklung verdient hat. Für uns anderen, die wir tatsächlich den ganzen Tag auf unsere Displays starren, werden inzwischen, in den seltenen Momenten der Besinnung, auch ein paar Schattenseiten sichtbar. An denen sind aber nicht allein die Smartphones schuld, sondern auch wir selbst.

Seymour+ gibt es erst seit ein paar Monaten, es ist ein Experiment, betrieben von einer Non-Profit-Organisation, vor allem aber von einer Frau: Melissa Unger. „Ich war mal eine Parodie des ‹Sex and the City›-Lifestyles“, sagt die 48-Jährige über ihr früheres Leben in New York – neurotisch, gestresst, immer erreichbar, immer auf Abruf. Das hatte viel mit ihrem Job zu tun, jahrelang hat sie als persönliche Assistentin gearbeitet für Stars wie Robert De Niro, Daniel Day-Lewis, Martin Scorsese. Dann starb ihr Vater, und sie ging nach Paris – ohne Job, ohne Ziel, ohne Computer. „Ich lief mit offenen Augen durch die Stadt und entdeckte die Wirklichkeit wieder, mein Leben.“ Das war vor 13 Jahren. Seither beschäftigt sie sich leidenschaftlich mit der Frage, wie man als Mensch im digitalen Zeitalter den Verstand bewahren kann, seine Intuition und Kreativität. Seymour+ sei entstanden aus Methoden und Übungen, die ihr damals geholfen hätten, der Selbstauflösung Einhalt zu gebieten, sagt sie. Es gehe ihr „um ganz praktische Schritte“.

Während des Essens in Gesellschaft Textnachrichten verschicken? Voll okay!

Je genauer unser Verhältnis zum Smartphone erforscht wird, desto deutlicher werden nicht nur die gesundheitlichen Risiken der ständigen Erreichbarkeit, sondern auch unsere wachsende Abhängigkeit. Man kann dabei zugehen, wie sich der Mensch seinem grossen Beglückter anpasst, unterordnet – und nur hier und da noch widersetzt.

„Stellen Sie sich vor, Sie haben Ihr Smartphone zu Hause liegen lassen“, hiess es voriges Jahr in einer Umfrage unter 2000 Haushalten in den USA: „Würden Sie umkehren?“ Immerhin jeder Dritte kreuzte an: „Ja – egal, wie lange es dauert.“

Jeder zweite Amerikaner unter 30 findet es völlig in Ordnung, während eines Essens in Gesellschaft Textnachrichten zu verschicken und zu empfangen, das ergab eine weitere umfangreiche Studie im Jahr 2013. Bei den über 30-Jährigen hielten mehr als 90 Prozent ein solches Verhalten für unhöflich und störend.

Warum das Smartphone für uns so unwiderstehlich geworden ist, offenbart eine Untersuchung, für die 700 Amerikaner wochenlang genauestens Protokoll über all ihre Regungen führten. Dabei zeigte sich, dass sie ausgerechnet dem schwächsten Impuls am häufigsten folgen. Denn im Vergleich zu den Wünschen nach regelmässigem Schlaf, nach Trinken, Essen und Sex stuften die Befragten ihr Bedürfnis nach „Mediennutzung“ zwar als sehr viel geringer ein, gaben diesem jedoch mit Abstand am häufigsten nach. Als mögliche Gründe nannten die Autoren der Studie unter anderem: „allgegenwärtige Verfügbarkeit“ und „geringer Aufwand“. Fazit: Aufs Smartphone starren wollen wir eigentlich gar nicht so dringend – tuns aber dauernd.

Und schon bald können wir nicht mehr anders

Hirnforscher können präzise zeigen, wie bestimmte Wohlfühlregionen des Gehirns beim Chatten und Posten auf Facebook stimuliert werden – es sind dieselben wie beim Essen oder beim Sex. Und das menschliche Hirn ist

sehr gut darin, sich neuen Umgebungen und Gewohnheiten anzupassen. Wissenschaftler nennen diese Fähigkeit Neuroplastizität. „Die wichtigen Pfade in unserem Gehirn werden zu Wegen des geringsten Widerstands“, schrieb Nicholas Carr 2010 in seinem Buch *The Shallows*, in dem er die Auswirkungen des Internets auf unser Denkvermögen untersucht. „Je länger wir auf ihnen unterwegs sind, desto schwieriger wird es, umzukehren.“ An sich selbst hatte er nach den ersten intensiven Online-Jahren bemerkt, dass sein Hirn auch in der analogen Welt immer wieder abschweifte, obwohl er bei einer Sache bleiben wollte. „Es war hungrig“, schreibt er, „es verlangte, so gefüttert zu werden, wie das Internet es fütterte – und je mehr ich es fütterte, desto hungriger wurde es.“

Die Macht dieser neuen Gewohnheit offenbaren die Zahlen, die ein Forscherteam durch eine Smartphone-App namens Menthal ermittelt hat. Dieses Programm, das bereits Hunderttausende installiert haben, um Aufschluss über ihren persönlichen Smartphone-Konsum zu erlangen, lässt tief blicken: Diesen Daten zufolge nutzen die Menschen ihr Smartphone drei Stunden täglich und nehmen es im Schnitt alle 15 Minuten zur Hand, mal für ein paar Sekunden, meistens länger. Viel Zeit und Aufmerksamkeit für das Leben jenseits des Maschinchens bleibt da nicht mehr. Auch nicht für die Liebe: Inzwischen belegt eine Studie nach der anderen die Alltagsbeobachtung, dass Smartphone-Nutzung beim Partner Gefühle von Einsamkeit und Zurückweisung auslösen kann (sofern er oder sie nicht gleichermassen aufs Gerät fixiert ist).

Der Weg zum Glück heisst Flow

Smartphone und Homo sapiens scheinen füreinander geschaffen – und doch ist es eine ungesunde Beziehung. Denn das Ding erfüllt nicht nur allerlei Wünsche, es macht auch permanent Stress. Als Hauptverursacher von Gefühlen der Überlastung gelten: „ständige Erreichbarkeit, Informationsüberfluss“. Nur die wenigsten unter denen, die den ganzen Tag auf ihrer Benutzeroberfläche herum-

tippen und -wischen, dürften am Abend mit einem Gefühl der Erfüllung einschlafen.

Verzettelung macht den Menschen unglücklich, aggressiv, zerfahren und dumm, wohingegen der Zustand des „Flows“, also die tiefe und kreative Konzentration auf eine Sache (sei es Briefeschreiben oder Autoreparieren), ihn glücklich und zufrieden aus den Tiefen des Ichs auftauchen lässt – so etwa könnte man eine Hauptkenntnis der Glücksforschung zusammenfassen. Nach einem Waldspaziergang fühlt man sich tatsächlich besser als nach einer Stunde in der Shoppingmall. Nach zwei Stunden im Kino hat man eher das Gefühl, etwas erlebt zu haben, als nach vier Stunden Fernsehen mit Social-Media-Begleitung. Bestimmt auch, weil man im Kino endlich mal nicht nebenbei gegoogelt hat.

Und obwohl fast jeder das schon erlebt hat und daher diesen Weg zum Glück eigentlich kennt, füttern wir unsere immer hungriger werdenden Hirne immer schneller und kommen vom bläulichen Schein des kleinen Bildschirms einfach nicht los – nicht einmal dann, wenn seine Betrachtung verboten oder lebensgefährlich ist, etwa am Steuer eines Autos.

„Sich einfach mal ausklinken“ aus dem Informationsstrom, wie es zahllose gut gemeinte Artikel und Selbsthilfebücher seit Jahren immer wieder vorschlagen – das ist leicht gesagt und kaum zu vollbringen. Mit diesem handlichen Gerät versichern wir uns ständig der eigenen Existenz und Bedeutung. Bleiben einige Stunden lang persönliche Nachrichten aus, fürchten wir schon, die Welt habe uns vergessen. Die suchartige Neugier nach einem Kontakt, einem Reiz, einer Information hat uns im Griff.

Die Sehnsucht nach der Unerreichbarkeit, sie wäre nicht so schmerzlich, wenn sie leicht zu stillen wäre. Wir sind anfällig, wir sind durchschaut, und viele weltumspannende Firmen arbeiten daran, dass wir noch süchtiger werden. Und so wird das gelegentliche Aufflackern der Sehnsucht nach Ruhe im Alltag immer wieder erstickt von der Einsicht, dass inzwischen fast unser ganzes Leben online passiert und jeder Widerstand zwecklos ist.

Doch bevor wir vor dem Smartphone völlig kapitulieren: Gucken wir doch noch einmal nach, wie viel Smartphone-Unabhängigkeit im Alltag des Jahres 2015 möglich und realistisch ist – diesseits von Technikverweigerung und Eremitendasein.

Denn natürlich hat der Siegeszug des Smartphones längst eine Gegenbewegung hervorgebracht: Geforscht, gesucht, getüftelt wird auch hier wie verrückt. Das Angebot an Workshops, Büchern, Konferenzen und Studien zu Schlagwörtern wie „Digital Detox“ oder „Unplugging“ ist uferlos,

die Bekämpfung der Informationsflut hat längst ihre eigene Informationsflut erzeugt. Aus der lassen sich aber immerhin ein paar Erkenntnisse herausfiltern, die unsere Abhängigkeit vom Smartphone tatsächlich eindämmen können. Sie reichen von No Tech bis High Tech.

Der häufigste Tipp – das Äquivalent zum Ernährungsratschlag „Frisches Obst ist gesünder als fettige Pommes“ – lautet: Smartphones raus aus dem Schlafzimmer. Kaufen Sie sich einen Wecker! (Und wenn Sie schon dabei sind, auch gleich eine Armbanduhr.) Denn ein entscheidendes Moment unserer Unterwerfung geschieht in den ersten Sekunden des Tages, noch bevor wir richtig wach sind: Das Smartphone macht sein Weckgeräusch, der Griff geht zum Gerät, schon guckt man nach, was es Neues bei Facebook oder in der Inbox gibt – und ist degradiert vom menschlichen Wesen mit vagen Erinnerungen an bizarre Traumbilder oder auch den vorangegangenen Abend zum Datenempfänger. Genau dieses erinnerungslöschende Ritual wird von Hunderten Millionen Menschen in aller Welt jeden Morgen praktiziert. So beginnt der Tag schon mit der Frage: „Liebes Smartphone, was soll ich denken?“

Um nicht auch noch die Nacht unter dem Einfluss des Smartphones zu verbringen, raten Schlafmediziner, mindestens zwei Stunden vor dem Einschlafen den wirklich letzten Blick auf ein Display zu werfen – denn dessen Blaulicht stört nachweislich den Schlaf.

Nicht den Mensch, sondern das Gerät disziplinieren

Doch schon die Umsetzung solch einfacher Ratschläge erfordert einige Willenskraft: So wie die meisten es nicht schaffen, eine in greifbarer Nähe liegende Tafel Schokolade unangetastet zu lassen, kostet es enorme Energie, der ständigen Smartphone-Versuchung zu widerstehen. Also müssen willenskraftschonende, wirksamere Lösungen her.

An denen tüftelt mit beachtlichem Aufwand Alexander Steinhart, 32, Mitgründer der Berliner Firma Offtime. „Wir wollen Zwischenräume schaffen, das ist unsere Vision“, sagt Steinhart. Wir treffen uns im Betahaus in Berlin-Kreuzberg, wo seine Firma neben Dutzenden anderer Start-ups an der digitalen Zukunft bastelt – nur eben in die Gegenrichtung. Während Investoren und Programmierer in aller Welt nach immer raffinierteren Möglichkeiten suchen, noch mehr Leute noch länger an die Displays zu fesseln, wollen Steinhart und sein Team mit denselben Wundermitteln der Software und der Psychologie Pausen vom Smartphone erkämpfen – und uns so die Chance geben, das Gerät zu disziplinieren statt immer nur uns selbst.

Doch wo verläuft überhaupt die Grenze zwischen normaler und bedenklicher Smartphone-Nutzung?

Auf Steinharts Offtime-App, die seit einem halben Jahr erhältlich ist und ständig weiterentwickelt wird, kann der Nutzer verschiedene Stufen der Erreichbarkeit einstellen: vom vorübergehenden Sperren einzelner Apps und Nachrichtenkanäle bis zum vollständigen Deaktivieren des Geräts über Stunden oder Tage – ohne jede Möglichkeit, diese Entscheidung beim ersten Anflug von Wankelmüt wieder rückgängig zu machen. In der Zwischenzeit antwortet die App auf Anrufe und SMS-Nachrichten mit beruhigenden, vertröstenden Mitteilungen, etwa: „Ich bin in einem Meeting, bis 17.00 Uhr offline und sichte dann wieder die eingegangenen Nachrichten.“

Für Laptops gibt es ähnliche Programme schon länger, sie tragen stolze Namen wie „Freedom“ oder „SelfControl“. Einige der erfolgreichsten Schriftsteller unserer Zeit, unter anderem Jonathan Franzen, Dave Eggers, Zadie Smith, Nick Hornby, verdanken ihnen internetfreie Schreibzeit, ablenkungsfreie Versenkung, ganze Bücher. Bei Smartphones, sagt Steinhart, sei die Sache allerdings noch schwieriger: „Jeder weiss ja, dass man das Gerät eigentlich immer in Griffweite hat. Und wenn ich nicht erreichbar bin, entsteht so ein gewisses Chaos.“ Die Offtime-App solle deshalb beim „Erwartungsmanagement“ helfen: „Wir ermöglichen es, Akzeptanz zu schaffen, indem wir sagen: Ich organisiere meine Offline-Zeit – und deswegen ist es mir erlaubt, offline zu sein. Wir bieten zwar eine technische Lösung an, sehen aber die Technik gleichzeitig als Teil des Problems.“ Es gehe darum, „wie Technologie auch unser Wohlbefinden und unsere Selbstständigkeit steigern kann, nicht nur unsere Effizienz“.

Die Offtime-App wurde schon mehr als 500 000 Mal heruntergeladen – und zwar nur auf Android-Geräte, für i-Phones ist die App nicht zugelassen. Apple, sagt Steinhart, habe genau wie Facebook „an solchen Konzepten bisher noch kein Interesse“. Die Internet-Giganten argumentieren, jeder könne doch jederzeit selbst entscheiden, wie er sein Smartphone nutze. Steinhart erinnert das an „das alte Argument der Tabakkonzerne“.

Und so müssen die meisten von uns die digitale Selbstbeherrschung weiter selbstständig, freihändig üben. Doch wo verläuft überhaupt die Grenze zwischen normaler und bedenklicher Smartphone-Nutzung?

Das Smartphone-Problem haben immer die anderen

Eine Antwort darauf erwarten etwa 30 junge Konferenzbesucher von einem Workshop auf der Tagung YourNet, die sich den Chancen und Gefahren der Digitalisierung widmet. Mit den negativen Seiten des Internets kennt sich kaum jemand besser aus als der Leiter dieses Workshops, der 45-

jährige Arzt und Psychotherapeut Bert te Wildt. Er behandelt seit zwölf Jahren Internetsüchtige und kennt daher die schlimmsten Folgen der Abhängigkeit: Vereinsamung, Depressionen, Job- oder Wohnungsverlust, gesundheitliche Schäden vom Übergewicht bis zum Herzstillstand. Im Frühjahr hat er sein Buch *Digital Junkies* veröffentlicht, in dem er anschaulich beschreibt, wie pathologische Computersucht entsteht – und wie sie sich behandeln lässt.

Die Teilnehmer sitzen eng beisammen in einem Zelt. Bert te Wildt bittet sie, auf einem Zettel auszurechnen, wie viele Stunden sie durchschnittlich im Internet verbringen. Ein Mann um die 20 meldet sich: „Sind 17 Stunden pro Tag normal?“

Falls te Wildt diese Zahl erschreckend finden sollte, lässt er es sich nicht anmerken. Er vermeidet ein Urteil, relativiert stattdessen das Wort „normal“ und weist darauf hin, dass es inzwischen auch Leute gebe, die „praktisch ihre gesamte Wachzeit“ im Internet verbringen, sprich 17 Stunden. Ob das „normal“ ist, lässt er offen.

Bert te Wildt stellt dann die These auf, dass die Abhängigkeit vom Smartphone weiter zunehmen werde – man müsse sich nur ansehen, wie heute schon Dreijährige Tablets und Smartphones in die Hand gedrückt bekommen. „Ganz schlimm“ findet das eine der Jugendlichen. Auf einem Spielplatz habe sie neulich zugeguckt, wie kleine Kinder Fangen spielten: „Plötzlich blieb ein Junge mitten im Wegrennen stehen, um auf sein Handy zu gucken.“

Genau wie ihre Smartphone-fixierten Eltern glauben diese Jugendlichen, selbst alles im Griff zu haben, und betrachten die Exzesse der Folgegeneration mit Sorge. Das Smartphone-Problem haben immer die anderen.

Viele glauben ja, man könne sich per Skype in die Augen sehen. Kann man nicht.

Am Ende meldet sich noch einmal der 17-Stunden-Mann. Er hat lange geduldig zugehört, nun platzt ihm der Kragen: Er findet die Veranstaltung „tendenziös“, sie richte sich gegen das Smartphone, gegen das Internet. „Dafür gibt es aber überhaupt kein Fundament“, behauptet er und fragt in scharfem Ton: „Warum soll denn das reale Leben besser sein? Das ist doch alles nur Angst vor dem Wandel, Angst vor der Zukunft. Das ist doch wie vor 50 oder 60 Jahren mit der Rockmusik, die war ja angeblich auch ganz schlimm für die jungen Leute.“

Das ist natürlich ein starker Einwand: Wer will schon auf der Seite der Fünfziger-Jahre-Spiesser stehen, die im Rock 'n' Roll den Untergang des Abendlandes zu erkennen glaubten? Wir wollen alle vorn dabei sein, zukunftsfähig. Warum sollten wir also unsere Smartphones nicht einfach so viele Stunden nutzen, wie wir wollen?

Analog ist das neue Bio

André Wilkens

Den Leuten, die nicht glauben wollen, dass sie vom Smartphone abhängig sind, sagt te Wildt gern: „Dann probieren Sie doch mal, eine Woche ohne Smartphone auszukommen.“

Aber ohne Leidensdruck wird sich wohl niemand auf so eine Übung einlassen, oder?

„Ach, ich weiss nicht, ob es immer gleich dieses schreckliche Leid sein muss“, sagt te Wildt. „Die einfache Einsicht in den Reichtum der Offline-Welt könnte doch auch schon reichen. Es gibt so viel zu entdecken, in der Natur, in Museen, im Theater, auf den Strassen.“

Im Internet aber auch. Bert te Wildt denkt einen Moment nach. Dann antwortet er: „Wenn man Menschen fragt, was sie schon immer mal wieder machen wollten, wonach sie sich sehnen – dann werden die meisten von ihnen Dinge nennen wie: Sport, Bewegung, Reisen, Sexualität, Liebe, Berührung.“ Man müsse sich klarmachen, was verloren geht, während man auf den Bildschirm schaut. Es gebe Verluste, die schon keiner mehr bemerke, etwa die Fähigkeit, einander wirklich anzuschauen: „Viele glauben ja, man könne sich per Skype in die Augen sehen. Kann man nicht.“

Das Problem ist gar nicht mehr so sehr, dass das Handy uns durch einen Klingelton oder Vibrationsalarm unterbricht – wir unterbrechen uns selbst, um nachzusehen, was es Neues gibt. Wer das Muster erkannt hat, kann üben, zu widerstehen. Und wer es dann ab und zu schafft, in einer freien Minute eben nicht zum Smartphone zu greifen, kann eine ganz neue Form des Glücks entdecken: Es entsteht aus dem Gefühl, dem Gerät gegenüber autonom zu sein und sich, spasseshalber, immer mal wieder für den bewussten Blick auf die reale Umgebung entscheiden zu können – auf eine Art, die vor fünf Jahren, vor der grossen Smartphone-Sättigung, noch nicht vorstellbar war. „Dieses Gefühl konnte früher niemand erleben“, sagt te Wildt. „Ausser vielleicht ein Yogi.“

Für te Wildt liegt in dieser kleinen Alltagsübung ein gesunder Ausgleich zu den „abstrakten“ Vorgängen im Internet – eine Besinnung auf das Konkrete, Momentane. Damit lässt sich, glaubt er, auch der Erfolg der „Achtsamkeits-Bewegung“ erklären. Die sei in der Psychotherapie ein starker Trend.

Achtsamkeit – das Wort taucht seit ein paar Jahren immer auf, wenn es um die Frage geht, wie sich der Mensch noch vom Computer abgrenzen kann. „Das ist hier im Silicon Valley ein grosses Thema“, sagt die Zürcher Medienpsychologin Sarah Genner, 33, die kürzlich zu Forschungszwecken für eine Weile nach San Francisco gegangen ist. „Viele Technologiefirmen wenden hier solche Techniken an“, erzählt sie (via Smartphone), „indem sie zum Beispiel vor Meetings sagen: Alle Geräte weg! Dann gibt es eine Minute Stille, in der sich jeder überlegt: Was ist das Ziel dieses Treffens? Warum bin ich

hier?“ Zu den prominentesten Vorkämpfern der Mindfulness-Idee gehört Arianna Huffington, Gründerin der Onlinezeitung *Huffington Post*, die nach einem Burn-out (noch so ein Modewort der Smartphone-Ära) die Vorzüge der Achtsamkeit für sich entdeckt hat. In ihrem Buch *Die Neuerfindung des Erfolgs* beschreibt sie ausführlich ihr neues Lebensgefühl. Man gönnt es ihr, wenn auch von Entschleunigung in Huffingtons eigener Onlinezeitung nicht viel zu spüren ist.

Bezeichnend, fast schon lustig, ist es auf jeden Fall, dass unter dem etwas betulich klingenden Label „Achtsamkeit“ jetzt so viel Aufhebens gemacht wird um eine ehemalige Selbstverständlichkeit: mitkriegen, was um einen herum los ist, und in einem drin. Die Folgen dieses grossen Achtsamkeitsschubs hin zum Sinnlichen, Langsamen, Anfassbaren lassen sich in unserer Wohlstandskultur längst überall beobachten: Massenhaft wenden sich die Menschen dem Kochen, dem Backen, dem verfeinerten Geniessen zu. Individuell gebrauchtes Craft-Beer, profunde Kaffeebohnenkennerschaft, das Anpflanzen von Kräutergärten, Tätowier- und Bartpflegekunst – ach, überhaupt alles, was in den letzten Jahren mit dem Hipster-Etikett versehen wurde, lässt sich als Ausdruck dieser Achtsamkeit verstehen, die nicht zufällig die digitalste Generation der Menschheitsgeschichte zelebriert.

Was schon fast wie eine Befreiung aus der Smartphone-Dominanz aussieht, bringt bekanntlich nur leider mit sich, dass nun jede gelungene Milchschaumverzierung oder Schnurrbartspitze auch gleich wieder fotografiert, gepostet, kommentiert werden muss.

Bert te Wildt glaubt trotzdem daran, dass sich die Wiederentdeckung des sinnlichen Erlebens noch weiter durchsetzen wird: „Die Reichen und die Stars setzen ja Trends, und so könnte es demnächst zum Allgemeinplatz werden, zu sagen: Ich leiste mir Offline-Zeit.“ Den Smartphone-Abhängigen erzähle er daher: „Hör mal, in den tollsten Restaurants in New York, in die nur Superstars reingelassen werden, müssen die Handys am Eingang inzwischen abgegeben werden. Wahrer Luxus ist es, nicht immer erreichbar zu sein.“ Bert te Wildt hofft auf eine Art „Veredelungseffekt der analogen Welt“. Und er glaubt: „Der grosse Luxus wird sein, sich möglichst viel analoge Zeiten und Räume leisten zu können.“

Den perfekten Slogan für diesen neuen Luxus hat der Politikwissenschaftler André Wilkens gefunden und zum Titel seines aktuellen Buches gemacht: *Analog ist das neue Bio*. An dieser These ist auf den ersten Blick viel dran – und bei näherem Hinsehen noch mehr.

André Wilkens preist mit echter Begeisterung die Vorteile des analogen Lifestyles an – die der 52-Jährige selbst erst nach vielen Jahren gelebter Technikeuphorie für sich entdeckt hat:

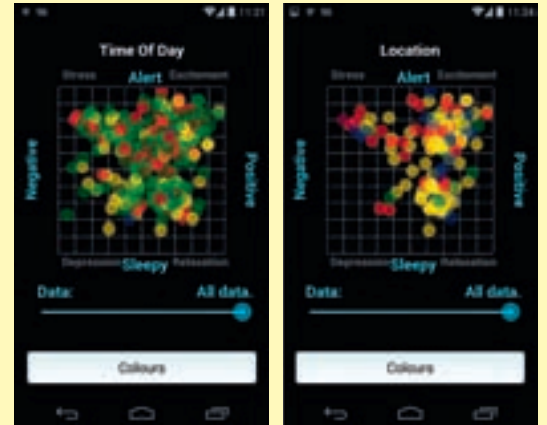
Basteln statt Daddeln, Flohmarkt statt eBay, Plaudern statt Chatten. „Analog ist begrenzt“, schreibt er in seinem Buch, „Digital ist Masse, Unendlichkeit, Kopierbarkeit.“ Begrenztheit sei „die Basis von wahrem Luxus. Digital ist Zara, und Analog ist Prada.“

Der Bio-Gedanke, sagt er, habe sich auch erst durchgesetzt, „als die Leute verstanden haben, dass eine Bio-Tomate besser schmeckt als eine Industrie-Tomate“. Und so gehe es bei der Rückbesinnung aufs Analoge eben nicht darum, gegen das Internet zu sein und deshalb schweren Herzens digitalen Verzicht zu üben, sondern im Gegenteil um mehr Lebensqualität.

Die Resonanz auf sein Buch macht Wilkens Hoffnung: „Ich treffe kaum jemanden, der sagt, das ist Quatsch. Eher sagt mal jemand: ‚Stimmt schon, aber was willst du machen, die Digitalisierung ist doch alternativlos.‘ Ich finde es schrecklich, so zu denken. Schon allein das treibt mich an, eine Alternative zu suchen.“ Und so klar und linear sei das mit der unaufhaltsamen Digitalisierung eben doch nicht: „Man muss sich nur mal angucken, wie viele Computer-Millionäre im Silicon Valley ihre Kinder auf die computerfreien Waldorfschulen schicken – die Vordenker da sind eben schon wieder weiter.“

Im Kampf um ein Stückchen Emanzipation vom Smartphone kann man jede Menge Aufwand treiben: ein poetisches Kopfkino in Paris besuchen, komplexe Offline-Software konfigurieren, sich zum Zen-Meister der Achtsamkeit fortbilden. Es geht aber auch ganz einfach. Bert te Wildt praktiziert privat eine No-Tech-Methode, die so revolutionär ist, so mutig, so naheliegend, dass schon lange keiner mehr darauf gekommen ist: „Ich verabrede mich mit Freunden – und verlasse das Haus ohne Smartphone.“ Und er lebt immer noch. ◇

Jürgen von Rutenberg ist Journalist, Autor, Übersetzer und Twitterer – siehe @JvRutenberg. Sein Text über Smartphones erschien zuerst im *Zeit-Magazin* (© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG).



Travis Hodges, *Adriana und Michael*, aus der Serie *The Quantified Self*, 2014. C-Print. © Travis Hodges.

Die Vermessung des Ichs

Früher waren das Erheben und das Analysieren von Daten Forschern oder technischen Experten vorbehalten. Heute eröffnen Smartphones, Apps und tragbare Sensoren, sogenannte „Wearables“, jedem die Möglichkeit der Selbstkontrolle.

Der Künstler Travis Hodges interessiert sich dafür, wie der Mensch neue Technologien einsetzt und wie sich folglich die Beziehung zwischen Mensch und Technologie wandelt. Er hinterfragt, inwieweit der neue Trend des „Sich-selbst-Vermessens“ von den wachsenden technologischen Möglichkeiten vorangetrieben wird. Hodges richtet in seinem

Projekt *The Quantified Self* die Kamera auf Personen, die sich selbst „tracken“ (engl. für verfolgen, aufspüren), und beleuchtet deren Motivation und Beweggründe. So individuell wie die gesammelten Daten, so individuell sind auch die Geschichten dahinter.

Adriana zum Beispiel benutzt eine von der Universität Cambridge entwickelte App, die Emotionen misst. Die App fragt zu unterschiedlichen Tageszeiten nach ihrer aktuellen Tätigkeit sowie einer Selbsteinstufung ihres Befindens. Zusätzlich werden Daten aus ihrer Umgebung aufgezeichnet (Bewegungsmuster, Häufigkeit Handybe-

Travis Hodges (*1981) lebt und arbeitet in London. Ihn fasziniert der Mensch und was ihn jeweils zu etwas Einmaligem macht. Hodges dokumentiert fotografisch, wie Wissenschaft und Technologie sowohl die Welt als auch einzelne Personen verändern.



nutzung etc.). Die Messung von Adrianas Befinden hat ergeben, dass sie glücklicher sei, als sie selber dachte, und dass speziell Yoga zu ihrer Ausgeglichenheit beitrage. Michael ist der Erfinder und Designer der „Happiness“-App. Diese fungiert als technologische Alternative zu pharmazeutischen Antidepressiva. Indem er fortlaufend seine Stimmungen bewertet und aufzeichnet, kann er Änderungen in seinem Verhaltensmuster frühzeitig erkennen und verändern. Seit er seine Zufriedenheit „trackt“, ist Michael ausgeglichener. Momente der Depression gehören der Vergangenheit an. Dennoch hört Michael nicht

auf, sich selber „aufzuzeichnen“. Er sei seinen Stimmungen gegenüber lieber präventiv aufmerksam, als sich irgendwann wieder in Behandlung begeben zu müssen.

Emoji



and

















me















Lächelnde Kackhaufen, explodierende Teufelchen und küssende Katzen: Warum wir in der digitalen Welt noch mit Symbolen kommunizieren. Und was wir für das analoge Leben daraus lernen können.

 Von Moritz Baumstieger

Der grösste Freund der mobilen Kommunikation war mein Freund Thomas nie. Seit Langem hat er zwar ein , aber bis vor Kurzem benutzte er es vor allem, um Anrufe zu ignorieren, Anrufe wegzudrücken oder Nachrichten nicht zu beantworten. Seit letztem Sommer ist alles anders. Grosses Getippe mag Thomas immer noch nicht, dafür aber kleine Zeichen. Er fragt, ob heute  ? Weil wir müssten mal wieder   . Manchmal ist es leider ungünstig, weil   da. Dann ist er   . Verständlich. Begonnen hat das alles, als in Brasilien . Thomas fand die  ,  aber . Ich auch, ich war sogar der Meinung, dass  , obwohl den alle kritisierten, weil er die Hymne nicht . Wir konnten Özil aber gut verstehen, das „Schlaaaaaand!“-Geschreie war auch nichts für uns. Doch im Chat hatten wir eine Möglichkeit gefunden, unsere   für Jogis Team auszudrücken. Was wir nicht schreien und grölen wollten, konnten wir nun mit kleinen, lustigen Bildern sagen, die dem  Nationalismus die Schärfe nahmen. ! Nicht nur wir  plötzlich ständig    . Nach 5000 Jahren, in denen die Menschheit mit  in den verschiedensten Formen wundervolle  und  geschrieben hat, kommunizieren wir plötzlich wieder wie die alten Ägypter oder die Maya: mit Hieroglyphen und kleinen Bildergeschichten, etwas kindisch und etwas archaisch. Obamas wichtigste Rede des Jahres, die „State of the Union“, wurde in die Symbolsprache übersetzt, Romane wie „Moby-Dick“ – und sogar die  der Social Media, die Kämpfer des IS, verzieren ihre Tweets mit putzigen Bildern, mit denen sie um  aus dem Westen werben. Auf Twitter werden die Zeichen mittlerweile öfter benutzt als die Zahl 5 oder der Bindestrich – das mit Abstand beliebteste Bildchen ist übrigens . In der Sekunde, in der dieser Satz getippt wird, wurde es genau 593 453 031 Mal verwendet.

Selbsternannte Sprachhüter  in der  der Zeichensprache einen Kulturverfall. Dass sie im Gegenteil aber zu einer neuen Kommunikationskultur führen kann, merkte ich kurz vor  . Ich teilte meinem Vater mit, dass ich einen Tag später zur  kommen werde, ich wollte noch in der Stadt mit Freunden      . Hätte ich meinem Vater das am  gesagt, wäre seine Reaktion wohl  gewesen. Ich schrieb aber eine SMS, mein Vater antwortete darauf mit einem Bild: . Ich war verduzt. Weil er herausgefunden hatte, wo sich in seinem  diese Zeichen verstecken, vor allem aber, weil der , der nur selten Gefühle zeigt, so plötzlich mitteilen konnte, dass ihn mein Fehlen traurig macht. Den Linguisten Peter Schlobinski, der an der Universität Hannover seit Langem erforscht, wie Menschen mit    kommunizieren, überrascht das nicht. Auch wenn es noch keine exakten Untersuchungen dazu gibt, kann er sich gut vorstellen, dass es sachlichen Menschen leichter fällt, Emotionen mit kleinen Bildern auszudrücken. „So lässt sich etwas auf lockere Art mitteilen. Das ist einfacher, als es direkt zu sagen“, meint Schlobinski. „Vielleicht auch, weil man sich hinter dem ironischen Augenzwinkern ein wenig verstecken kann.“    scheinen für Menschen wie meinen Vater, die gefühlsmässig etwas humpeln, so etwas wie eine kommunikative Krücke zu sein.

Und mein  ist da nicht allein: Eltern, die auch mit Smileys kommunizieren, attestieren Forscher der Kansas University ein besseres Verhältnis zu ihren   . Und obwohl die Bildchen bisher vollkommen jugendfrei sind, haben ihre Benutzer laut einer Untersuchung auch mehr Sex (wenn es um den geht, weichen übrigens viele in die Gemüsebox aus:  und  spielen eine grosse Rolle). So   man sie auch finden mag – wenn es um Gefühle geht, scheinen die Zeichen ganz gut zu funktionieren. Die Emoji-Vorfahren, die Emoticons, wurden einst von einem  -Professor erfunden, den es nervte, dass Kollegen seine Ironie nicht verstanden. Also markierte Scott E. Fahlmann im September 1982 eine Nachricht mit :-)) und wies die Empfänger an: „Seitwärts lesen“. Eine geniale Idee, findet Forscher Schlobinski: „Im direkten Gespräch helfen wir unserem Gegenüber mit unserer Mimik und unserer Stimmlage einzuordnen, wie wir etwas meinen. Diese Ebenen fehlen bei der Schrift – mit diesen Zeichen können wir versuchen, das zu kompensieren.“ Den Mimikersatz aus Satzzeichen verstehen wir inzwischen intuitiv: Eine in der  „Social Neuroscience“ publizierte Studie kam zu dem Ergebnis, dass wir auf Smileys genau gleich reagieren wie auf echte Gesichter. Zumindest bei mir scheint das zu stimmen: Wenn meine Freundin , weil ich bald nach Hause komme, sehe ich keinen gelben Klecks, sondern sie, wie sie mit einem Lächeln die Wohnungstür öffnet.



Ende der 90er Jahre erkannte eine Firma, dass sie 💰 verdienen könnte, wenn man in Zukunft nicht mehr nur :(und ;-) tippen könnte, sondern gleich eine ganze bunte Bilderwelt zur Verfügung hätte. Natürlich passierte das in 🇯🇵, wo man ein ❤️ für knuffige Figuren hat. Die 👨👩 liebten die Emojis (japanisch für „Bildschriftzeichen“) und verabredeten sich von nun an mit ihnen zu lecker 🍷🍷🍷 im 🏯 mit Blick auf den 🏔️, wenn sie nicht gerade 😞 waren oder den 🚄 verpasst hatten. Um auf dem asiatischen Markt eine Chance zu haben, mussten auch bald westliche Hersteller wie 🍏 die Emojis in die Tastaturen integrieren, seit 2010 sind sie so etwas wie ein amtliches Kommunikationsmittel des Planeten 🌍. Da nahm die Organisation Unicode, die weltweit festlegt, was für Zeichen 🖥️ und 📱 erkennen müssen, die ersten von ihnen in ihr Register auf. Inzwischen erkennt Unicode 722 Emojis an, diesen Herbst werden es noch mehr. Unter Unicodes-Kandidaten sind Zeichen für Hot Dogs, Nerds oder die Kaaba in Mekka, die kleinen Gesichter sind dann auch in verschiedenen Hauttönen einstellbar.


Nun könnte man sagen: Alles 👤💩, für Leute mit zu viel 🕒 oder zu viel 🎉 im Kopf. Wenn man sich aber ansieht, auf welche Art viele Menschen Emojis benutzen, muss man doch sagen: 👍. Das Tippen und Entziffern von ;-) war eine lästige Fleissaufgabe – eher etwas für die Streber, die früher mit Lineal und Buntstiften endlose Muster auf Karopapier gemalt haben. Emojis eröffnen aber eine ganz neue 🌍 der Kommunikation. Als meine Freundin Carmen schrieb: „Wir schauen uns jetzt das 🏠🌳 im Vorort an 😞“, verstand ich intuitiv, dass sie in Wirklichkeit an dem Traum ihres Freundes vom Leben auf dem Land zweifelt, auch wenn sie die Idee bisher immer verteidigt hatte. Inzwischen ist Carmen wirklich in den Vorort gezogen und dort sogar 😊. Weil wir uns seither aus den 👁️👁️ zu verlieren drohen, haben wir uns neulich ziemlich 🌟🌟🌟. Kurz darauf schrieb Carmen: „Vielleicht hab ich eine sehr ungeschickte Art zu kommunizieren 😞.“ Sie wollte sich entschuldigen, dass sie bei Meinungsverschiedenheiten manchmal etwas sehr 👊 – und ich bezweifle stark, dass sie das getan hätte, wenn es ihr das alberne Bild nicht einfacher gemacht hätte.

Emojis sind ein grosser 💩. Und damit ist nicht das gemeint, was wir da sehen, sondern das Gegenteil: Das 🇯🇵 Wort für 💩 klingt ziemlich ähnlich wie das Wort für Glück – der braune Haufen wurde deshalb zum Symbol dafür. Wer ihnen vorwirft, dass sie unsere Kommunikation unpersönlicher machen, weil man nun vorgefertigte Bilder verwendet, anstatt sorgsam Worte zu wählen, hat noch nie wunderbare Gaga-Gespräche geführt, die nur die jeweilige Gruppe versteht: Welche Person mit der Kombination 🚽🔙👤 gemeint ist, wissen nur Thomas und ich – persönlicher als dieser Code geht es nicht.

Vor allem aber bringen Emojis Lockerheit. Wir brauchen die kleinen Zeichen, um eigentlich ernst gemeinte Aussagen so zu verpacken, dass sie in das Zeitalter der Ironie passen, in dem wir leben. Mit Wort-Bild-Kombinationen, die offenlassen, wo genau sie zwischen Ernst und „Meine ich ja gar nicht so“ angesiedelt sind, können wir plötzlich etwas von unseren Gefühlen preisgeben. Gleichzeitig scheinen Emojis das Deeskalationsmittel zu sein, auf das der Pöbel-Platz Internet lange gewartet hat. Ihre Lockerheit verhindert, dass aus Meinungsverschiedenheiten gleich ernste Konflikte werden. Wenn der Kollege an den Technik-Heini schreibt: „Wenn du wach bist, kannst du dich bitte mal melden? Hab 'ne Frage... 🙄“, ist sofort klar, wie sehr es ihn nervt, dass das neue Programm schon wieder hakt und die IT-Abteilung sich tot stellt. „Ein Satz wie: <Ich bin stinksauer> kommt jedoch um einiges härter rüber, wenn er für sich alleine steht“, sagt Forscher Schlobinski. Mit dem 😡 dahinter enthalte er gleichzeitig ein 😊, das die Aussage ein wenig abmildert. „Solche Botschaften kann der Empfänger leichter annehmen“, sagt Schlobinski, „denn sie haben ein kleines eingebautes Friedensangebot.“

Und das ist doch ziemlich verrückt: Wir mussten erst kleine Zeichen erfinden, die unsere eigene Mimik imitieren, um zu lernen, dass wir alles, was wir loswerden wollen, ganz einfach aussprechen können – wenn wir nur ein kleines Augenzwinkern hinzufügen. Wenn wir das jetzt auch noch in der 📱-Kommunikation hinkriegen würden: Die 🌐 wäre eine einzige 🎻🎈🎁🎉🎁🎈🎻 . ♢

Moritz Baumstieger (*1982) hat Politik, Geschichte und Islamwissenschaften studiert. Er schreibt über den Nahen Osten, das Bergwandern oder soziale Netzwerke. Kurz: Ihn interessiert das Leben in seiner ganzen Bandbreite. Der freie Journalist lebt in München.



Menschen haben die seltsamsten Arten, ihre Träume zu verwirklichen.
Ein Haufen Metall und Plastik in Verbindung mit Strom und ein paar Megabytes werden zu den engsten Vertrauten.

Damaris Wieser (*1977)

Onlinespezialistin und Lyrikerin; sie malt, formuliert Momente ihres Lebens in Aphorismen und hat 2002 ihren Gedichtband *Die Farbe Grün* veröffentlicht.

Die Diktatur des Wissens

Online-Lexika verändern Verständnis und Hörverstehen von Musik. Das über-schulte Ohr hat vor allem für junge Musiker weitreichende Folgen.

Von Werner Pfister, Thomas Pfiffner

Unter klassischer Musik verstand die Gesellschaft in früheren Jahrhunderten ausschliesslich neue Musik, am besten taufische Werke von lebenden, also höchst gegenwärtigen Komponisten. Aufgeführt wurden diese mit jenem Können (und jenem Instrumentarium), das der jeweiligen Epoche zur Verfügung stand.

Spätestens zu Beginn des 19. Jahrhunderts, durch ein neu erwachtes historisches Interesse, ändert sich das: Die Werke früherer Generationen aus vergangenen Jahrhunderten wurden wiederentdeckt und zum Massstab oder zumindest zur Inspirationsquelle für die aktuelle Musikszene: Der Klassiker Beethoven orientierte sich gegen Lebensende an Händel, der Romantiker Mendelssohn an Bach – beides ein Rückgriff um mehr als hundert Jahre auf das längst verstummte Barockzeitalter.

Ein enormer Wissenstransfer setzte ein, der in immer gewaltigeren Dimensionen floss, erst recht im 20. Jahrhundert: Nun wurde das Vergangene wichtiger als das Gegenwärtige. Seither deckt in der Klassikszene – im Konzertsaal, im Opernhaus, auf CD-Einspielungen – Musik aus jahrhundertalter Vergangenheit mittlerweile fast 80 Prozent ab, und nur ein kleiner Rest entfällt auf wirklich aktuelle, nämlich neue Musik.

Das hat einschneidende Folgen. Nicht zuletzt für die Musiker selbst, die immer mehr aus der Vergangenheit wissen müssen. Zugespitzt formuliert: Konnte sich früher ein Pianist einfach an sein Instrument setzen und eine Beethoven-Sonate interpretieren, so zwingen ihn heute der historisch informierte Musikbetrieb und der kritische Zuhörer, das „richtige“ Instrument – also das historisch verbürgte – zu spielen oder zumindest seine Funktionsweise genau zu verstehen, um das dort gelernte auf das heutige Instrument – den modernen Konzertflügel – zu adaptieren. Im Fall Ludwig van Beethovens ist das der 200 Jahre alte Flügel. Zudem soll der Musiker von heute, wiederum vereinfacht gesagt, nicht so spielen, wie ihm zumute ist, sondern möglichst so, wie Beethoven damals gespielt hat. Und wie das klingen könnte, lehrt z.B. die Online-Plattform YouTube, auf der hunderte Konzertausschnitte aus der ganzen Welt angehört und angeschaut werden können.

Seit es die Schallplatte gibt und erst recht seit der Compact Disc, dank Streamingdiensten, iPod und Smartphone, ist sozusagen alles, was in den letzten hundert Jahren auf-

gezeichnet wurde – und genau so, wie es damals gespielt wurde – schnell verfügbar. Doch die Frage ist: Inwiefern beeinflusst dieser jederzeit abrufbare, klingende Datentransfer die künstlerischen Rahmenbedingungen des heutigen Musizierens? Und wie verbindlich sind Standards von gestern für heute? Engen diese die Praxis des Musikers, also sein Musizieren, nicht erheblich ein?

Existenzielle Fragen für jeden ernsthaften jungen Musiker, der seinen eigenen Weg zwischen Anpassung und Opportunismus sucht.

Eine Antwort darauf ist generationenübergreifende Zusammenarbeit. Junge, hoch talentierte Solisten treten mit renommierten Dirigentenpersönlichkeiten und berühmten Orchestern auf. Dabei kann die nachwachsende Künstlergeneration vom reichen, aus jahrelanger Berufserfahrung erworbenen Erfahrungsschatz dieser Dirigenten profitieren. Der Wissens- und Erfahrungstransfer, der dabei in vorbereitenden Gesprächen, bei den Proben und zuletzt während des Live-Konzertauftritts vor einem grossen Publikum fliesst, ist für die Jungen von entscheidendem Wert – und eine einzigartige Erfahrung, die der eigenen Orientierung dient und damit ein professionelles Fundament für die Planung einer jungen Solistenkarriere liefert.

Und die Zuhörer? Für die muss vor allem eines stimmen: die digitale Visitenkarte des Musikers zur Vorinformation und das Live-Konzert in der Konzerthalle als höchst realer Genuss. ◊

Seit 25 Jahren ermöglicht die Orpheum Stiftung jungen, hoch begabten Solisten klassische Konzertauftritte unter der Obhut bedeutender, erfahrener Dirigentenpersönlichkeiten. Aussergewöhnliche solistische Talente kommen so mit renommierten Orchestern zusammen. Das hilft ihnen, eine künstlerische Existenz aufzubauen.

Erstmals lanciert die Stiftung im Jahr 2015 eine CD-Produktion. Gemeinsam mit Sony Classical produzierte sie eine Reihe, die junge Solistinnen und Solisten mit Welt-Ersteinspielungen von Werken vorwiegend aus dem 18. Jahrhundert vorstellt. Damit erweitert die Orpheum Stiftung ihre Förderung und ermöglicht ausgewählten Künstlern, Erfahrungen bei Studioaufnahmen und der Vermarktung der Produktion zu sammeln. Die CD erscheint im Dezember 2015. www.orpheum.ch



Digital Detox

Wie überlebt ein Journalist ein halbes Jahr ohne Internet und E-Mail? Bericht einer Abenteuerreise in die analoge Welt, auf der klar wird, wie vernetzt unser Leben wirklich ist.

Von Alex Rühle

30. November: Der Tag davor

Mittags, auf dem Weg in die Kantine, bitte ich Christopher und Bernd, mit mir einen kurzen Umweg zu machen, bei den Jungs von der IT, im zweiten Stock, vorbei. Ich will die beiden als Zeugen dabei haben. Der Sachbearbeiter, der mir das Gerät vor etwa einem Jahr ausgehändigt hat, fragt zuerst, ob das ein Scherz sei.

„Nein, ich will nur, dass Sie das Ding in Verwahrung nehmen. Am 31. Mai komme ich und hol's mir wieder ab.“

„Aber warum denn nur?“

„Ich gehe ein halbes Jahr offline.“

„Da können Sie den Blackberry doch auch zu Hause in eine Schublade stecken.“

Ebenso gut könnte ein Dealer seinem Kunden sagen, um clean zu werden, reiche es, das Crack auf den Schrank zu legen, ausser Sichtweite, vielleicht noch in einer Kaufhof-Tüte verstecken, dann werde das schon klappen mit ein bisschen gutem Willen. Ich halte dem Mann stumm meinen Blackberry hin. Er sieht mich regungslos an und verschränkt die Arme. Mittlerweile schauen uns alle Mitarbeiter in dem Büro zu, Christopher und Bernd stehen feixend in der Tür, Bernd sagt: „Der meint's ernst.“

Als ich nach dem Kantinenbesuch beim IT-Support anrufe, versteht die Sachbearbeiterin erst mal gar nicht, was ich will. Ob denn irgendwas nicht stimme mit meinem Internet.

„Nein, alles wunderbar und makellos, ich will's bloss ein halbes Jahr los sein.“

Stille in der Leitung.

„Hallo? Sind Sie noch dran?“

„Ja. Schon. Ich weiss bloss gar nicht – ... Ist das denn erlaubt?“

Erst als ich der Frau mehrfach versichere, dass das wirklich abgesprochen sei, mit der Chefredaktion und mit der Ressortleitung, verspricht sie mir, um 22.30 Uhr Mozilla Firefox, Skype, Lotus Notes und den Internet-Explorer von meinem Rechner zu schmeissen.

Nach diesem Anruf werde ich unsagbar nervös, ich schreibe wie besessen E-Mails und ziehe mir panisch Zeug aus dem Netz, für die Zeitungsthemen der nächsten Wochen, aber auch für dieses Tagebuch. Wer weiss, vielleicht

finde ich ja noch gute Texte über digitale Sucht, Beschleunigung, Überforderung. Oder einen weiteren geistreichen Lobgesang auf die Allzeitvernetzung und Intelligenz des Internets. Noch vor einer halben Stunde fühlte sich das Ganze an, als würde ich heimlich auf Abenteuerurlaub fahren. Jetzt ist es, als würde ich für eine gnadenlose Arktisexpedition packen, auf der ich ein halbes Jahr keinen Menschen sehe, ein Fehler, Greenhorn, und du erfrierst elendig zwischen Eisschollen.

1. Dezember: Es geht los

Als ich im Büro den Rechner starte, klaffen auf dem Desktop drei Löcher, da, wo die Icons für Firefox, Internet Explorer und Skype standen, ist nichts mehr. In *Down by Law* von Jim Jarmusch gibt es diese Szene, in der Roberto Benigni, Tom Waits und John Lurie in einer Gefängniszelle sitzen. Benigni, der in dem Film nicht besonders gut Englisch kann, malt mit dünner Kreide ein Fenster an die graue Zellenwand und fragt: „Zack, Jack, is it I look at the window or I look out the window?“ Lurie knurrt: „In this case, I'm afraid, it's I look at the window.“

Jetzt, da ich nur noch auf Windows schauen kann, kommt es mir so vor, als habe bis gestern direkt hinter der Benutzeroberfläche eine cinemaskopisch weite Welt gelegen. Nun hingegen ist da nur ein Blatt, das mich anstrahlt, und vor dessen weisser Leere ich mich nirgends hinflüchten kann.

2. Dezember: Höhlenmensch auf Arbeit

Viele Kollegen machen Höhlenmenschenwitze über mich. Ob ich denn meine Wohnung noch heize. Ob ich ab sofort meine Mails mit dem Toaster schicke. Ob ich mich noch rasiere.

Ich mache all das nicht, weil ich das Internet doof finde. Im Gegenteil, ich verbringe den Grossteil meiner wachen Zeit im Netz, weil ich es grossartig finde, ein riesiges Versprechen.

Ich habe aber das Gefühl, dass ich mir darin selbst abhanden komme. Dass es mich schluckt. Mein Kopf glich abends, wenn ich vom Büro heimradelte, oft einem neuronalen Flipperautomaten, dessen Drähte nach der Arbeit noch stundenlang im Dunkeln nachglühten.

Der zweite Grund für dieses Experiment ist der ideologisch aufgeheizte Streit ums Netz. Ich will einfach wissen, wie es ohne ist, gerade weil ich mir ein Leben ohne Netz nicht mehr vorstellen kann.

6. Dezember: Loch im Herz

Es ist doch beeindruckend schwer zu ertragen, keine Post zu bekommen, wenn man 60 bis 80 Mails am Tag gewohnt ist. 60-mal am Tag wichtig sein. Ich hab den Blackberry meist in meiner Hemdtasche getragen, das

heisst, der Vibrationsalarm ging mir direkt ins Herz. Jetzt klafft da ein riesiges Loch, das freilich keiner sehen kann.

27. Dezember: Online-Happen

Beim Lesen im Netz entsteht an der Peripherie des Blickfeldes permanent dieser Sog, links und rechts des Textes blinken entweder Werbebanner oder die anderen Angebote der Seite, die einen weglocken. Währenddessen ploppen Mails hoch, jemand skypst, das übliche Geprassel. Als Forscher des University College London das Onlineleseverhalten von Usern der British Library und der Internetseiten des britischen Erziehungsministeriums untersuchten, stellten sie fest, dass am Computer kaum jemand einen Text zu Ende las. Das lineare Lesen schien – quer durch alle Generationen – einer Art panischem Textgehoppel gewichen zu sein: „User lesen nicht im althergebrachten Sinne. Eher kann man sagen, dass neue Formen des Lesens entstehen, das horizontale ‚Powerbrowsen‘, bei dem Texte nach schnellen Happen durchkämmt werden. Fast scheint es, als würden sie online gehen, um das analoge Lesen umgehen zu können.“

27. Januar: Besser gelaunt

Ich habe seit einigen Tagen das stille, noch unsichere Gefühl, wohltemperierter zu leben, besser gelaunt zu sein, weniger ausgefranst an den Rändern. Und weniger düster.

4. April: Entdeckung der Langsamkeit

Meine Frau B. sagt: „Stundenlang bist du heute draussen rumgestanden und hast dich kein einziges Mal darüber beschwert, dass irgendwas zu langsam geht.“

21. April: Immer wieder Suchtgeständnisse!

Wobei man bei einem echten Geständnis ja meist zerknirscht ist, verzweifelt über das, was man getan hat. Die Leute erzählen mir, sobald sie von meinem Experiment erfahren, eher amüsiert von ihrer jeweiligen Zwangsmacke: Die Bekannte, die täglich bei Ebay auf Schnäppchenjagd geht, obwohl sie gar nichts dringend braucht. Der Arbeitskollege, der gerade ein Buch geschrieben hat und jetzt zwanghaft sein Amazon-Ranking kontrolliert. Der Bekannte, der sagt, er habe in den vergangenen vier Jahren 3600 Stunden in dem sozialen Netzwerk Gayromeo verbracht. „Wow“, sage ich, „das sind 900 Stunden im Jahr, also zweieinhalb Stunden am Tag.“ Er stutzt: „Moment, nein, das kann nicht sein... Hmm, vielleicht hast du recht.“

28. April: Letzter Tag

Heute hatte ich meinen letzten Dienst offline. Ein Glück, ein Glück, auch der ging rum ohne grosse Katastrophen.

Der Tag hat einmal mehr gezeigt, dass das, was ich mache, eigentlich gar nicht geht. Dass ich auf die Hilfe meiner Kollegen angewiesen bin, wenn ich funktionsfähig bleiben will.

24. Mai: Digitale Reflexe

Beeindruckend, dass so gut wie alle immer wieder sagen: Ich mail's dir. Musste googeln. Schau's dir im Netz an. Nach einer Sekunde fällt es ihnen dann immer ein, sie schlagen sich an den Kopf, ach so, genau, geht ja nicht. Aber sie haben das Netz dermassen internalisiert, dass auch nach einem halben Jahr die digitalen Reflexe jedes Mal schneller sind.

31. Mai: Und vorbei!

Heute Nacht werden auf meinem Computer wieder Mozilla Firefox, Internet-Explorer, Skype und Lotus Notes installiert. Den Blackberry hole ich mir gar nicht erst zurück. Ich tausche ihn ein gegen ein altes Handy. In der Arbeit aber freue ich mich ganz und gar darauf, wieder ein normaler Mensch zu sein. Alle Rund-Mails zu kriegen. Selber Mails zu schreiben. Durch den ganzen Reichtum zu surfen, den das Netz bereithält. Habe ich irgendwelche lebensbefördernden Ratschläge? Klar. Aber die haben nur vermittelt mit dem Netz zu tun. Offenbleiben, trotz der ganzen Riesenscheisse um einen rum. Wenn das mal nicht geht, Bach hören. Lesen. Arbeiten. Rad fahren. Die Zeit geht nämlich so grausam schnell rum. Schade, dass das halbe Jahr schon zu Ende ist. Amen. ◊



*Alex Rühle. Ohne Netz.
Mein halbes Jahr offline.
Klett-Cotta, Stuttgart 2010.
Der Abdruck erfolgt mit
freundlicher Genehmigung
durch den Verlag.*

Alex Rühle ist Journalist und Internet-Junkie. Nachdem er sich auf dem Weg zum Bett dabei ertappte, atemlos und ohne, dass seine Frau es merken durfte, nochmal seine Mails zu lesen, entscheidet er sich für einen Selbstversuch. Ein halbes Jahr hat er digital gefastet – und trotzdem weiter als leitender Redakteur der *Süddeutschen Zeitung* gearbeitet. Rühle lebt mit seiner Familie in München.

Veranstaltungen

www.voegelekultur.ch/veranstaltungen



SONNTAG
22.11.2015
11.15 UHR

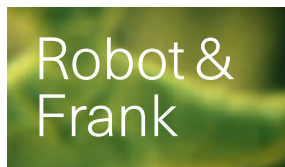
Vernissage

i.ch

wie **online** leben
uns verändert

SONNTAG
13.12.2015
13.00 UHR

Kino



Regie: Jake Schreier,
US, 2012, Tragikkomödie,
90 Min.

Als dem griesgrämigen Frank ein Roboter geschenkt wird, ahnt der Rentner nicht, wie sehr ihm diese menschenähnliche Maschine ans Herz wachsen wird. Nicht nur als Hilfe im Alltag und zuverlässiger Lebensbegleiter, sondern auch für kleine kriminelle Gefälligkeiten eignet sich der Roboter ausgezeichnet. Eine tragisch-komische Geschichte zur nicht mehr ganz utopischen Beziehung zwischen Mensch und Maschine.

SONNTAG
3.1.2016
13.00 UHR

Kino



Regie: David Fincher,
US, 2010, Drama,
120 Min.

Ein Film über die Geschichte hinter der Geschichte von Facebook – dem wohl bekanntesten sozialen Netzwerk im Internet. Anhand biografischer Grundlagen wird eindrücklich gezeigt, wie der Harvard-Student und spätere Facebookgründer Mark Zuckerberg eines der grössten Internetportale mitentwickelte. Dass er für diese Leistung nicht nur „Likes“ erntet, zeigt der Film eindrücklich. Ausserdem zeichnet er ein kritisches Bild vom Mensch Mark Zuckerberg.

Führungen

www.voegelekultur.ch/fuehrungen

KULTUR AM SONNTAG

11.15 – 12.30 Uhr

Führungen mit unseren professionellen Kunstvermittlern. Eine Gelegenheit, vertiefte Einblicke in die Ausstellung zu gewinnen (im Eintritt inbegriffen).

PRIVAT- FÜHRUNGEN

Gerne gehen wir auf individuelle Anfragen ein (spezielle Termine, Anlässe etc.).

Kontakt:
vermittlung@voegelekultur.ch
oder 055 416 11 25

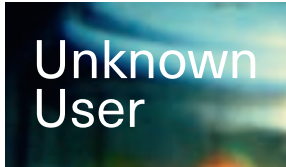
KURATOREN- FÜHRUNGEN

**Sonntag, 6.12.2015
und Sonntag, 14.2.2016
jeweils 11.15 Uhr**

Erleben Sie einen spannenden Rundgang durch die Ausstellung „i.ch _ wie online leben uns verändert“ mit den Kuratorinnen Tanja Schlager und Simone Kobler.

SONNTAG
17.1.2016
13.00 UHR

Kino



Regie: Levan Gabriadze,
US, 2014, Horrorfilm,
83 Min.

Sechs Freunde skypen miteinander und werden plötzlich online von einem unbekanntem User mit dem Leben bedroht. Hintergrund ist der Selbstmord einer Mitschülerin, nachdem sie im Internet gemobbt worden war. Was als virtuelle Angst aller Beteiligten beginnt, setzt sich in einer realen Gewaltserie fort. Ein Film, der das Genre „Horror“ ganz neu erfindet und aus der Perspektive verschiedener Webcams zeigt, wie bedrohlich die Anonymität des Internets und der Social-Media-Wahn für die Generation „Web“ werden können.

Anschliessend an den Film findet zusammen mit einem Experten eine Gesprächsrunde statt.

SONNTAG
7.2.2016
13.00 UHR

Kino



Regie: Spike Jonze,
US, 2013, Drama,
126 Min.

Theodore Twombly (dargestellt von Joaquin Phoenix) besorgt sich – gerade geschieden, einsam und von Natur aus introvertiert – ein neues Betriebssystem. Dieses installiert sich von selbst auf seinem Rechner, ist weiblich und hat eine angenehme Stimme (gesprochen von Scarlett Johansson). Über Headset und Videokamera kommuniziert er fortan intensiv mit seinem Betriebssystem, das sich Samantha nennt. Was als harmlose Versuchung in der Anonymität des Internets begann, entwickelt sich schnell zu einer romantisch-intimen, wenn auch virtuellen Partnerschaft mit beängstigend menschlichen Zügen.

SONNTAG
28.2.2016
13.00 UHR

Experten- gespräch

Damit Begriffe wie Big Data, Emoticons, Tracking und digital natives keine Fremdwörter bleiben, erklären Experten ihre Bedeutung und wie sie unseren Alltag beeinflussen werden.

DONNERSTAG
28.1.2016
10.3.2016
12.15 – 13.00 UHR

Amuse bouche

Kunst und Lunch über Mittag. Die Kuratorin präsentiert Leckerbissen der Ausstellung und ein kleiner Lunch stillt Ihren Hunger.

FÜHRUNG IN GEBÄRDENSPRACHE

Sonntag, 29.11.2015
11.15 Uhr

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittler simultan in Gebärdensprache.



FÜHRUNGEN FÜR SCHULEN

Zur Begleitung des Unterrichts oder als Exkursionsziel bieten wir allen Schulklassen kostenlos spezielle Führungen an:
vermittlung@voegelekultur.ch

Unterlagen für Lehrer können ab 25.11.2015 von unserer Website heruntergeladen werden:
www.voegelekultur.ch

Einführung für Lehrpersonen:
Mittwoch, 25.11.2015, 18.00 Uhr

Anmeldung bis 23.11.2015 an:
gaby.bachmann@voegelekultur.ch

Rückschau

**VERNISSAGE
ASKESE-EKSTASE
AM 17.5.2015**



Lola Canonica und Werner Winkelmann



Nadia Francioso und Barbara Lüthi

Fotos: Pascale Weber



Monica Vögele und Hannes Schmid mit seinen Kindern



Patrick Werner und Odile Werner



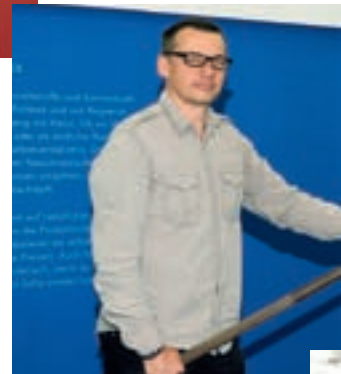
Nina Wolfensberger



Martin und Regula Graf



Irma Winiger; Marcel und Verena Sigg



Antal Lakner



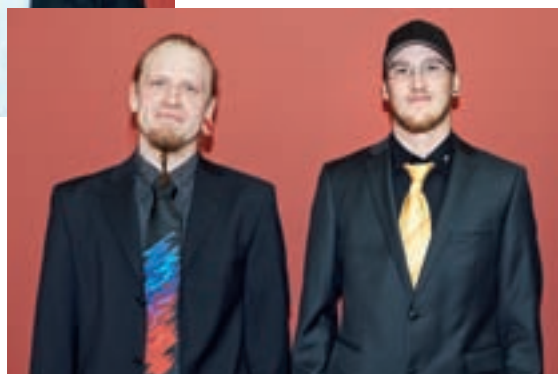
Marion Aich und Stefan Weber-Aich



Dr. Nina Wiedemeyer



Julia und Dr. Fritz Billeter



Dominik und Philip Spöri



Babette Tonn



Jeanette Ricaux und Mäni Stahel



Georg-Friedrich Kühn und Arila Siegert



Erika und Ernst Albrecht, Edith Mühlegg



Peter Stohler



Marion Pfaus



Bruno Gerosa, Mayo Bucher und Marc Guinaud



Áneas Humm, Judith Hollay und Tobias Humm



Kaspar Hunziker und Vera Tschannen (alias Frau Lotte)



Urs und Monica Gangel



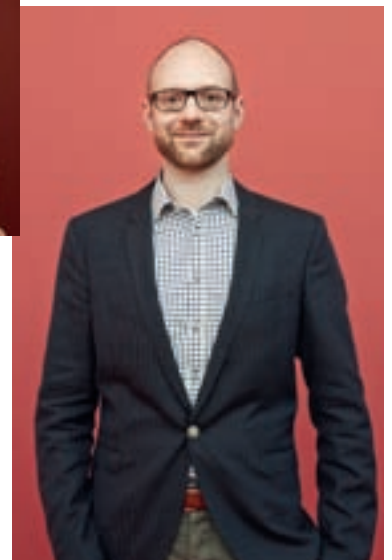
Jon Bollmann und Pia Marti



Regine Bungartz



Pia Scarabello und Yvonne Scarabello



Felix Sattler

Abo

NEWS PER MAIL

Der Newsletter informiert über alle Veranstaltungen. Regelmässige Infos abonnieren:

voegelekultur.ch/newsletter

oder Mail mit „Newsletter“ an:
info@voegelekultur.ch

DAS BULLETIN PER POST

Zwei- bis dreimal jährlich. Abo (CHF 14.00/Jahr). Jetzt bestellen:

voegelekultur.ch/abo-bulletin

oder Telefon: 055 416 11 11



Info

ANFAHRT (AUTO)

A3, ZÜRICH — CHUR
AUSFAHRT PFÄFFIKON/
SEEDAMM-CENTER

Parkplätze beim und unterhalb
des Vögele Kultur Zentrum oder
auf dem Seedamm-Center-
Areal

ANFAHRT (ÖV)

Mittwoch – Samstag
S2, S5, S8, S25, RE bis Bahnhof
Pfäffikon SZ, mit Bus Linie 195,
weiter bis „Seedamm-Center“

SONNTAG

Vom Bahnhof Pfäffikon SZ
bis „Schweizerhof“ mit Bus
Linie 524

Bahnhof Pfäffikon SZ bis
Vögele Kultur Zentrum zu
Fuss: 20 Minuten

ÖFFNUNGSZEITEN

MITTWOCH – SONNTAG

11.00 – 17.00 Uhr

DONNERSTAG

11.00 – 20.00 Uhr

MONTAG & DIENSTAG

geschlossen

Offen an diesen Feiertagen:

26. DEZEMBER, Stefanstag

2. JANUAR, Berchtoldstag

6. JANUAR, Dreikönigstag

19. MÄRZ, Josefstag

KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum

Gwattstrasse 14

8808 Pfäffikon SZ

055 416 11 11

info@voegelekultur.ch

www.voegekultur.ch



GUT ZU WISSEN

Die CAFÉBAR bietet Getränke,
Snacks und Lesestoff.

Der SHOP führt Bücher zu den
Themen der Ausstellungen und
allerlei Kleinigkeiten.

Das VÖGELE KULTUR ZENTRUM
ist rollstuhlgerecht.

KINDER (2 – 7 JAHRE)

können während des Ausstellungs-
besuches der Eltern auch im betreuten
Kinderparadies des Seedamm-Centers
(5 Minuten zu Fuss) spielen:

Mittwoch – Samstag, CHF 2.00 für
2 Stunden, Seedamm-Center,
Eingang Parkdeck.

SPONSOR



Partner der Stiftung Charles und Agnes Vögele

IMPRESSUM VÖGELE KULTUR BULLETIN 99/2015

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ; **Redaktion:** Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel Editorial Services; **Autoren:** Thomas Amberg, Moritz Baumstieger, Piotr Czerski, Ludwig Hasler, Simone Kobler, Thomas Pfiffner, Werner Pfister, Alex Rühle, Tanja Schlager, Andrina Vögele, Monica Vögele, Jürgen von Rutenberg, Gunda Windmüller; **Gestaltung:** Michael Schaepe; **Druckvorstufe:** Lutz Repro AG; **Druck, klimaneutral:** Theiler Druck AG, Nr. 53143-1509-1009; **Copyright Texte:** Autoren und Herausgeberin; **erscheint:** November 2015; **Auflage:** 12 500 Exemplare



Jean Revillard, *Ondes*, 2014. Inkjet-Print auf Aluminium, 50 x 70 cm. © Jean Revillard/REZO.

Wenn online sein weh tut

Jean Revillard dokumentiert in der Serie *Ondes* (französisch für „Wellen“) elektrosensible Menschen. Diese reagieren auf elektromagnetische Wellen von Drahtlosnetzwerken, Antennen, Mobiltelefonen oder einfachen elektronischen Geräten. Sie leiden unter Schwindel, Schmerzen, Konzentrationsausfällen oder Herz-Kreislauf-Störungen. Um den Strahlen zu entgehen, suchen die Betroffenen meist Erholung und Schutz an Orten ohne Strahlung.

In einem abgelegenen Tal des französischen Departements Drôme im Südosten von Frankreich hat der Fotograf Betroffene besucht, die in dieses Gebiet ohne elektromagnetische Einflüsse geflohen sind. Die Fotografien zeigen Schutzräume und Lebensumstände der Betroffenen, die zu

einem zurückgezogenen Leben jenseits des technischen Fortschritts gezwungen sind. Abseits der Zivilisation schützen sie sich in speziell isolierten Höhlen und Wohnwagen gegen kleinste Mengen elektromagnetischer Strahlen.

Jedoch: Ohne elektronische Verbindung werden diese Menschen – so scheint es – aus der sozialen Vernetzung ausgeschlossen. Revillard zeigt, wie ein Leben jenseits von technischer Entwicklung, Mobiltelefon und Internet möglich ist. Für die meisten Menschen gehört der Online-Zugang zum Alltag. Können Menschen, die Handy und Computer krank machen, am sozialen Miteinander partizipieren? Oder führt offline sein zu einem sozialen Totalausstieg?

Jean Revillard (*1967) lebt und arbeitet in Genf. Er gewann mit der Serie *Ondes* den Swiss Press Photo Award 2015 in der Kategorie Ausland. Aktuell reist er als Fotograf des Projektes *Solar Impulse* mit Bertrand Piccard um die Welt.

Wenn es so ist, dass wir nur einen kleinen Teil von dem Leben können, was in uns ist – was geschieht dann mit dem Rest?

Pascal Mercier, *Nachtzug nach Lissabon*

Identität prägt alle Bereiche unseres Lebens. Es sind gerade Komplexität und Verschiedenheit der Identitäten, die den Reiz dieses Themas ausmachen. **Im Vögele Kultur Zentrum ab Mitte Mai 2016.**

DA

DA Als 1916 an der Spiegelgasse 1 in Zürich das Cabaret Voltaire gegründet wurde, ist selbst den ersten Dadaisten um Hans Arp, Hugo Ball und Sophie Taeuber nicht bewusst, dass ihre radikale Avantgarde-Kunst von Zürich aus Geschichte schreiben wird.

Eine Sonderausgabe des Vögele Kultur Bulletin in Kooperation mit dem Cabaret Voltaire beleuchtet die lange verkannte Kunstbewegung.

WAS HAT DADA AUSGELÖST?

WEN HAT DADA BEEINFLUSST?

WIE WIRKT DADA BIS HEUTE?

Zum 100. Geburtstag, im Februar 2016, erscheint das Heft mit jeder Menge Dada-Wissen.

ANSICHTEN ZU THEMEN UNSERER ZEIT

VÖGELEKULTURZENTRUM

www.voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ